



# Leseprobe

Justin Cronin  
**Der Übergang**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 1136

Erscheinungstermin: 16. April 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)



JUSTIN CRONIN  
Der Übergang

ROMAN

AUS DEM AMERIKANISCHEN  
VON RAINER SCHMIDT

GOLDMANN

*Meinen Kindern.  
Träumt nichts Schlimmes.*



*Sah ich der Alten stolze Wunderpracht  
Durch Wütrichshand der Zeit gestürzt verwittern,  
Der Erde hohe Türme gleichgemacht,  
Unsterblich Erz vor Menschenwut erzittern:  
Sah ich die gierige See am Königreich  
Der Meeresküsten überflutend zehren,  
Die Feste dann, an Wasserschätzen reich,  
Fülle mit Raub, und Raub mit Fülle mehren:  
Wenn ich dies Wandelleben übersah,  
Ja Leben selbst zum Untergang getrieben,  
Kam unter Trümmern mir dies Grübeln nah:  
Einst kommt auch Zeit und fordert deinen Lieben. –  
Solch ein Gedank' ist wie ein Tod; er treibt  
Zum Weinen, dass du hast, was dir nicht bleibt.*

William Shakespeare, *Sonett 68*



# I

---

## Der schlimmste Traum der Welt

5-1 v.V.

*Der Weg zum Tod ist ein langer Marsch durch allerlei Unheil, und das Herz verzagt bei jedem neuen Grauen etwas mehr, die Knochen begehren auf bei jedem Schritt, der Geist leistet seinen eigenen Widerstand, und zu welchem Ende? Eine nach der anderen fallen die Barrieren, und kein Augenschließen kann die Landschaft des Verderbens verhüllen noch den Anblick der dort begangenen Verbrechen.*

Katherine Anne Porter, *Fables Pferd, fahler Reiter*





# 1

Bevor sie Das Mädchen Von Nirgendwo wurde – das Mädchen, das plötzlich auftauchte, Die Erste Und Letzte Und Einzige, die tausend Jahre lebte –, war sie nur ein kleines Mädchen aus Iowa und hieß Amy. Amy Harper Bellafonte.

Als Amy geboren wurde, war ihre Mutter Jeanette neunzehn. Jeanette taufte das Baby Amy nach ihrer eigenen Mutter, die schon lange tot war, und den zweiten Vornamen, Harper, gab sie ihr nach Harper Lee, der Frau, die *Wer die Nachtigall stört* geschrieben hatte, Jeanettes Lieblingsbuch – und obendrein das einzige Buch, das sie auf der Highschool von Anfang bis Ende gelesen hatte. Sie hätte sie vielleicht auch Scout genannt, nach dem kleinen Mädchen in dem Buch, denn sie wollte, dass ihr kleines Mädchen genauso wurde, zäh und komisch und klug – so wie sie selbst, Jeanette, nie hatte werden können. Aber Scout war ein Jungename, und sie wollte nicht, dass ihre Tochter ihr Leben lang erklären musste, warum sie so hieß.

Amys Vater war ein Mann, der eines Tages in das Lokal hereingeschneit kam, in dem Jeanette schon seit ihrem sechzehnten Lebensjahr bediente; ein Diner, der bei allen nur The Box hieß, weil er genauso aussah: wie ein großer verchromter Schuhkarton neben der Landstraße. Rechts und links nur Mais- und Bohnenfelder, und meilenweit sonst gar nichts außer einer Autowaschanlage

mit Selbstbedienung, so einer, wo man Münzen einwerfen und dann die ganze Arbeit selbst tun musste. Der Mann, der Bill Reynolds hieß, verkaufte große Landmaschinen, Mähdrescher und solche Sachen, und er war ein Schmeichler und erzählte Jeanette, als sie ihm seinen Kaffee einschenkte und danach immer wieder, wie hübsch sie doch sei und wie gut ihm ihr kohlrabenschwarzes Haar und ihre nussbraunen Augen und ihre schlanken Handgelenke gefielen. Und es klang so, als meinte er es wirklich ernst, nicht wie die Jungs in der Schule, die so etwas nur sagten, um sie rumzukriegen. Er hatte ein großes Auto, einen neuen Pontiac mit einem Armaturenbrett, das glänzte wie ein Raumschiff, und mit Ledersitzen, so weich wie Butter. Sie hätte diesen Mann lieben können, dachte sie, ihn wirklich und wahrhaftig lieben können. Aber er blieb nur ein paar Tage in der Stadt und fuhr dann weiter. Als sie ihrem Vater erzählte, was passiert war, wollte er sich den Kerl schnappen und dafür sorgen, dass er für alles geradestand. Aber was Jeanette wusste und nicht sagte, war dies: Bill Reynolds war ein verheirateter Mann. Er hatte eine Familie in Lincoln, weit weg in Nebraska. Er hatte ihr sogar die Fotos seiner Kinder in seiner Brieftasche gezeigt, zwei kleine Jungs in Baseballtrikots, Bobby und Billy. Und deshalb sagte sie ihrem Vater nicht, wer der Mann war, der ihr das angetan hatte, auch wenn er sie noch so oft fragte. Sie verriet ihm nicht einmal seinen Namen.

Und um ehrlich zu sein, machte ihr das alles nichts aus: nicht die Schwangerschaft, die bis zum Schluss problemlos verlief, nicht die Entbindung, die kurz, aber schwer war, und schon gar nicht das Baby, ihre kleine Amy. Um Jeanette zu zeigen, dass er ihr verzeihen hatte, hatte ihr Vater das alte Zimmer ihres Bruders als Kinderzimmer hergerichtet, sogar das alte Kinderbett hatte er vom Speicher geholt, in dem Jeanette vor Jahren selbst noch geschlafen hatte. Gegen Ende der Schwangerschaft war er mit ihr zu Wal-Mart gefahren, um ein paar Sachen zu holen, die sie brauchen würde – Strampelanzüge und eine kleine Plastikwanne und ein Mobile zum Aufziehen, das über dem Bettchen hängen sollte. Er hatte in einem

Buch gelesen, dass Babys solche Sachen bräuchten, Sachen zum Anschauen, damit ihr kleines Gehirn in Gang kam und anfang, ordentlich zu arbeiten. Von Anfang an dachte Jeanette bei dem Baby immer an »sie«, denn im Grunde ihres Herzens wünschte sie sich ein Mädchen, aber sie wusste, dass man so etwas niemandem sagen durfte, nicht einmal sich selbst durfte man das eingestehen. Im Krankenhaus drüben in Cedar Falls hatte sie eine Ultraschalluntersuchung machen lassen. Als die Frau in dem geblühten Kittel mit dem kleinen Plastikpaddel über ihren Bauch strich, hatte sie sie gefragt, ob sie sehen könne, was es war. Aber die Frau hatte nur gelacht, auf den Monitor mit Jeanettes vor sich hin träumendem Baby geschaut und gemeint: *Honey, dieses Baby ist schüchtern. Bei manchen kann man es sehen, bei anderen wieder nicht, und das hier ist eins von den Letzteren.* Deshalb wusste Jeanette es nicht, und es war ihr auch recht. Nachdem sie und ihr Vater das Zimmer ihres Bruders ausgeräumt und seine alten Wimpel und Poster von den Wänden genommen hatten – José Canseco, eine Band namens Killer Picnic, die Bud Girls –, sahen sie, wie verschossen und verschrammt die Wände waren, und sie strichen sie mit einer Farbe, die »Dreamtime« hieß und die irgendwie eine Mischung aus Rosa und Blau war – passend für Babys beiderlei Geschlechts. Ihr Vater klebte eine Tapetenbordüre oben an die Wand, ein gleichförmiges Muster aus Enten, die in einem Tümpel plantschten, und polierte den alten Schaukelstuhl aus Ahorn, den er bei einer Versteigerung ergattert hatte. Jeanette sollte schließlich auch etwas haben, wo sie sitzen und die Kleine im Arm halten konnte.

Das Baby kam im Sommer; es war ein Mädchen, wie sie es sich gewünscht hatte, und wurde Amy Harper Bellafonte genannt. Reynolds stand als Name nicht zur Debatte – der Nachname eines Mannes, den Jeanette vermutlich nie wiedersehen würde und den sie jetzt, da Amy da war, auch gar nicht mehr wiedersehen wollte. Und Bellafonte – einen besseren Namen konnte man gar nicht haben. Es bedeutete »schöne Quelle«, und genau das war Amy auch. Jeanette fütterte und wiegte sie und wechselte ihre Windeln, und

wenn Amy mitten in der Nacht weinte, weil sie nass oder hungrig war oder Angst vor der Dunkelheit hatte, dann stolperte Jeanette durch den Flur zum Kinderzimmer, ganz gleich, wie spät es war oder wie müde sie nach der Arbeit im Diner war. Und sie nahm die Kleine auf und sagte, sie sei da, und sie werde immer für sie da sein: Wenn du weinst, komme ich gerannt, das ist der Deal zwischen uns beiden, zwischen dir und mir, für immer und ewig, meine kleine Amy Harper Bellafonte. Dann hielt sie sie auf dem Arm und wiegte sie, bis die Jalousien in der Morgendämmerung fahl wurden und sie in den Ästen der Bäume draußen die Vögel singen hörte.

Mit einem Mal war Amy drei und Jeanette allein. Ihr Vater war gestorben, an einem Herzinfarkt, sagte man ihr, oder vielleicht an einem Schlaganfall. Niemand nahm das so genau. Was immer es war, es traf ihn eines Wintermorgens in aller Früh, als er zu seinem Truck ging, um zur Arbeit im Silo zu fahren; er hatte gerade noch Zeit, seinen Kaffee auf den Kotflügel zu stellen, bevor er tot umfiel. Er verschüttete keinen Tropfen. Sie arbeitete immer noch im Diner, aber plötzlich reichte das Geld nicht mehr, nicht für Amy und sie zusammen, und ihr Bruder, der irgendwo bei der Navy war, beantwortete ihre Briefe nicht. *Gott hat den Staat Iowa geschaffen*, hatte er immer gesagt, *damit man wieder von dort abhauen kann*. Sie wusste nicht, was sie tun sollte.

Da kam eines Tages ein Mann in das Lokal. Es war Bill Reynolds. Er war irgendwie verändert, aber nicht zum Besseren. Der Bill Reynolds, an den sie sich erinnerte – und sie musste zugeben, dass sie von Zeit zu Zeit immer noch an ihn dachte, an Kleinigkeiten hauptsächlich: wie sein aschblondes Haar beim Sprechen in die Stirn fiel, oder wie er über seinen Kaffee blies, bevor er einen Schluck trank, selbst wenn er gar nicht mehr heiß war –, dieser Bill Reynolds hatte etwas an sich, so etwas wie ein warmes Licht von innen heraus, in dessen Nähe man gern sein wollte. Es erinnerte sie an diese kleinen Plastikstäbe, die man knicken musste,

damit die Flüssigkeit darin anfang zu leuchten. Dies war noch derselbe Mann, aber das Leuchten war nicht mehr da. Er sah älter aus, dünner. Sie sah, dass er unrasiert war, und sein Haar war nicht gekämmt; es war fettig und stand wirr vom Kopf ab, und er trug kein gebügeltes Poloshirt, sondern nur ein gewöhnliches kariertes Arbeitshemd, wie ihr Vater eins getragen hatte, und es hing aus der Hose und hatte Schweißflecken unter den Armen. Er sah aus, als habe er die Nacht im Freien verbracht oder irgendwo im Auto geschlafen. In der Tür suchte er ihren Blick, und sie folgte ihm nach hinten zu einem Tisch.

– *Was machst du hier?*

– *Ich habe sie verlassen*, sagte er, und als er sie ansah, wie sie vor seinem Tisch stand, roch sie Bierdunst in seinem Atem, und sie roch Schweiß und schmutzige Kleider. *Ich hab's getan, Jeanette. Ich habe meine Frau verlassen. Ich bin ein freier Mann.*

– *Du bist den ganzen Weg hierhergefahren, um mir das zu sagen?*

– *Ich habe an dich gedacht*. Er räusperte sich. *Oft. Ich habe an uns gedacht.*

– *Wie, an uns? Uns gibt es nicht. Du kannst hier nicht einfach so aufkreuzen und sagen, du hast an uns gedacht.*

Er richtete sich auf. – *Es ist aber so.*

– *Hier ist viel Betrieb. Siehst du das nicht? Ich kann mich nicht einfach so mit dir unterhalten. Du musst etwas bestellen.*

– *Okay*, antwortete er, aber er schaute nicht zur Speisetafel an der Wand hinüber. Er wandte den Blick nicht von ihr. *Ich nehme einen Cheeseburger. Einen Cheeseburger und eine Coke.*

Als sie seine Bestellung notierte und die Worte vor ihren Augen verschwammen, begriff sie, dass sie angefangen hatte zu weinen. Ihr war, als habe sie einen ganzen Monat nicht geschlafen, ein ganzes Jahr nicht. Mit allerletzter Willenskraft stemmte sie sich gegen die Last der Erschöpfung. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte sie mit ihrem Leben etwas anfangen wollen: Haare schneiden vielleicht, einen Gewerbeschein beantragen, einen klei-

nen Friseursalon aufmachen, in eine richtige Stadt ziehen, nach Chicago oder Des Moines, ein Apartment mieten, Freunde haben. Aus irgendeinem Grund hatte sie immer ein ganz bestimmtes Bild von sich selbst im Kopf gehabt: Sie saß in einem Restaurant, einem Coffeeshop eigentlich, aber hübsch; es war Herbst und kalt draußen, und sie saß allein an einem kleinen Tisch am Fenster und las ein Buch. Vor ihr auf dem Tisch stand ein dampfender Becher Tee. Dann schaute sie aus dem Fenster auf die Straße der Stadt, in der sie war, und sah die Leute draußen vorbeihasten, in dicken Mänteln und Mützen, und sie sah auch ihr eigenes Gesicht, das sich in der Scheibe spiegelte, vor all den Leuten draußen. Aber als sie jetzt dastand, war es, als gehörten all diese Gedanken zu einer ganz anderen Person. Jetzt war da Amy, die halbe Zeit krank – erkältet oder mit einem verdorbenen Magen, den sie sich in der miesen Tagesstätte geholt hatte, in die Jeanette sie brachte, wenn sie zur Arbeit musste. Ihr Vater war gestorben, so plötzlich, als sei er durch eine Falltür verschwunden, und Bill Reynolds saß hier am Tisch, als wäre er nur mal kurz hinausgegangen, nicht vier Jahre weg gewesen.

– *Warum tust du mir das an?*

Er schaute ihr eine ganze Weile in die Augen und berührte ihren Handrücken. – *Lass uns später reden. Bitte.*

Am Ende zog er bei ihr und Amy ein. Sie hätte nicht mehr sagen können, ob sie es ihm angeboten hatte oder ob es einfach irgendwie passiert war. So oder so bereute sie es auf der Stelle. Dieser Bill Reynolds – wer war er wirklich? Er hatte seine Frau und seine Jungs, Bobby und Billy in ihren Baseballtrikots, verlassen, hatte alles in Nebraska zurückgelassen. Der Pontiac war weg, und mit seinem Job war es auch vorbei. Angesichts der wirtschaftlichen Lage, erklärte er, kaufe kein Mensch irgendetwas. Er habe einen Plan, sagte er, aber der einzige Plan, den sie sehen konnte, bestand offenbar darin, zu Hause rumzusitzen. Er tat nichts, nicht mal das Frühstücksgeschirr räumte er ab, während Jeanette den ganzen Tag im Diner arbeitete.

Er schlug sie zum ersten Mal, als er drei Monate bei ihr wohnte; er war betrunken, und danach brach er sofort in Tränen aus und sagte immer wieder, es tue ihm so leid. Er lag auf den Knien und heulte, als wäre *sie* diejenige, die *ihm* etwas getan hätte. Sie müsse verstehen, sagte er, wie schwer das alles sei, all die Veränderungen in seinem Leben – das sei mehr, als ein Mann, jeder Mann, ertragen könne. Er liebe sie, es tue ihm leid, und so etwas werde nie wieder passieren, nie wieder. Er *schwor* es. Und am Ende hörte sie sich selbst sagen, dass es auch ihr leidtue.

Es war um Geld gegangen, als er sie geschlagen hatte. Als der Winter kam und sie nicht genug Geld auf dem Konto hatte, um den Heizöllieferanten zu bezahlen, schlug er sie wieder.

– *Verdammt noch mal, Frau, siehst du denn nicht, dass ich fürchterlich in der Scheiße stecke?*

Sie lag auf dem Boden in der Küche und hielt sich den Kopf. Er hatte sie so hart geschlagen, dass sie hingefallen war. Komisch – jetzt, als sie dalag, sah sie, wie schmutzig der Boden war, dreckig und fleckig, mit Staubflocken und Gott weiß, was da noch alles unten an den Schränken klebte, wo man es normalerweise nicht sehen konnte. Mit der einen Hälfte ihres Verstandes registrierte sie den Schmutz, während die andere Hälfte sagte, du tickst nicht mehr richtig, Jeanette: Bill hat dich geschlagen und dabei eine Schraube gelockert, und jetzt machst du dir Gedanken über den Staub. Irgendwie passierte in dem Moment auch etwas Komisches mit den Geräuschen. Amy saß oben vor dem kleinen Fernseher in ihrem Zimmer, aber Jeanette konnte alles ganz laut und deutlich hören, als liefe der Apparat in ihrem Kopf – Barney, den lila Dinosaurier, und ein Lied über das Zähneputzen. Und dann hörte sie, wie aus weiter Ferne, den Heizöllaster wegfahren; er bog aus der Einfahrt, und das Motorgeräusch verklang auf der Landstraße.

– *Du hast hier nichts zu suchen*, sagte sie.

– *Da hast du recht*. Bill nahm eine Flasche Old Crow von dem Bord über der Spüle und goss sich etwas in ein Marmeladenglas, obwohl es erst zehn Uhr morgens war. Er setzte sich an den Tisch,



aber er schlug die Beine nicht übereinander wie einer, der es sich bequem machen will. *Und das Heizöl geht mich auch nichts an.*

Jeanette versuchte aufzustehen, aber sie konnte es nicht.

– *Mach, dass du wekommst.*

Er lachte, schüttelte den Kopf und nahm einen Schluck Whiskey.

– *Das ist witzig, sagte er. Das sagst du mir von dort unten.*

– *Ich mein's ernst. Mach, dass du wekommst.*

Amy kam herein. Sie hielt den Stoffhasen im Arm, den sie überallhin mitschleppte, und trug eine Latzhose – die gute, die Jeanette im Outlet Center für sie gekauft hatte, bei OshKosh B'Gosh, mit den gestickten Erdbeeren auf dem Latz. Ein Träger baumelte an Amys Hüfte. Jeanette begriff, dass Amy wahrscheinlich selbst den Träger aufgemacht hatte, weil sie aufs Klo musste.

– *Du liegst ja auf dem Boden, Mama.*

– *Alles okay, Süße.* Jeanette stand auf, um es ihr zu beweisen. In ihrem linken Ohr war ein leises Pfeifen, wie in einem Zeichentrickfilm, als ob Vögel in ihrem Kopf herumschwirrten. Sie sah auch ein bisschen Blut an ihrer Hand; sie wusste aber nicht, woher es kam. Sie nahm Amy auf den Arm und lächelte, so gut es ging. *Siehst du? Mama ist nur hingefallen, mehr nicht. Musst du mal, Süße? Musst du aufs Töpfchen?*

– *Sieh dich bloß an,* sagte Bill. *Sieh dich doch selber an!* Wieder schüttelte er den Kopf und trank. *Blöde Fotze. Wahrscheinlich ist das Kind nicht mal von mir.*

– *Mama,* sagte die Kleine und streckte den Zeigefinger aus, *du hast dir weh getan. An der Nase.*

Ob es daran lag oder an dem, was sie gehört hatte, jedenfalls fing das kleine Mädchen an zu weinen.

– *Siehst du, was du angerichtet hast?,* sagte Bill. *Jetzt komm,* sagte er zu Amy. *Ist halb so schlimm. Manchmal streiten sich die Leute. Das ist einfach so.*

– *Ich sag's dir noch einmal: Verschwinde.*

– *Was willst du denn tun? Sag's mir. Du kannst ja nicht mal den Öltank füllen lassen.*

– *Glaubst du, das weiß ich nicht? Das brauchst du mir weiß Gott nicht zu sagen.* Amy hatte angefangen zu heulen. Jeanette hielt sie auf dem Arm und fühlte die warme Feuchtigkeit durch die Hose, als das Mädchen seine Blase entleerte.

– *Himmel noch mal, bring das Gör zum Schweigen.*

Sie drückte Amy fest an die Brust. – *Du hast recht. Sie ist nicht dein Kind. Sie ist es nicht, und sie wird's auch nie sein. Jetzt verschwinde, oder ich rufe den Sheriff.*

*Tu mir das nicht an, Jean. Im Ernst.*

*Doch. Genau das tu ich.*

Da war er auf den Beinen und polterte durch das Haus, raffte seine Sachen zusammen und warf sie in die Pappkartons, in denen er sie vor ein paar Monaten erst hereingeschleppt hatte. Warum hatte sie nicht sofort gesehen, wie merkwürdig es war, dass er nicht mal einen richtigen Koffer hatte? Sie saß am Küchentisch mit Amy auf dem Schoß, beobachtete die Uhr über dem Herd und zählte die Minuten, bis er in die Küche zurückkam und sie noch einmal schlug.

Aber dann hörte sie, wie die Haustür aufschwang. Seine schweren Schritte dröhnten auf der Veranda. Er ging ein paarmal ein und aus und trug die Kartons nach draußen und ließ dabei die Haustür offen, sodass kalte Luft ins Haus wehte.

Schließlich kam er wieder in die Küche und brachte eine Schneespur mit herein. Die Sohlen seiner Stiefel hinterließen kleine waffelförmige Fladen.

– *Schön. Schön. Ich soll also gehen? Pass nur auf.* Er nahm die Flasche Old Crow vom Tisch. *Deine letzte Chance,* sagte er.

Jeanette sagte nichts, sah ihn nicht einmal an.

*Das wär's wohl. Schön. Was dagegen, wenn ich noch einen Schluck zum Abschied nehme?*

Da holte Jeanette aus und schlug das Glas mit der flachen Hand quer durch die Küche, wie man mit dem Schläger gegen einen Pingpongball klatscht. Sie wusste ungefähr eine halbe Sekunde bevor sie es tat, dass sie es tun würde, und sie wusste auch, dass

es nicht die beste Idee war, die sie je gehabt hatte, aber da war es zu spät. Das Glas prallte mit dumpfem Knall gegen die Wand und fiel auf den Boden, ohne zu zerbrechen. Sie schloss die Augen und drückte Amy fest an sich, und sie wusste, was kommen würde. Einen Augenblick lang war das Geräusch des rollenden Glases auf dem Boden das einzige in der Küche. Sie spürte Bills Wut wie heiße Wellen, die von ihm ausgingen.

*– Du wirst schon sehen, was die Welt für dich in petto hat, Jeanette. Denk an meine Worte.*

Dann verließen seine Schritte den Raum, und er war weg.

Sie gab dem Heizölmann das Geld, das sie noch hatte, und drehte den Thermostat auf zehn Grad herunter. *Weißt du, Amy, wir tun einfach so, als wären wir auf einem großen Campingausflug*, sagte sie, während sie die Hände des kleinen Mädchens in Fausthandschuhe stopfte und ihr eine Mütze auf den Kopf zog. *Siehst du, es ist eigentlich gar nicht so kalt. Es ist wie ein Abenteuer.* Sie schliefen zusammen unter einem Berg von alten Steppdecken, und es war so eiskalt im Zimmer, dass ihr Atem die Luft über ihren Gesichtern vernebelte. Jeanette nahm einen Zusatzjob an und putzte abends in der Highschool. Amy ließ sie in dieser Zeit bei einer Nachbarin, aber als die Frau krank wurde und ins Krankenhaus musste, blieb ihr nichts anderes übrig, als die Kleine allein zu lassen. Sie erklärte ihr, was sie tun musste: *Bleib im Bett, mach niemandem auf, mach einfach die Augen zu, und ich bin wieder da, ehe du dich versiehst.* Sie achtete darauf, dass das Kind schlief, bevor sie sich zur Tür hinausgeschlich, und dann ging sie mit schnellen Schritten durch die Einfahrt hinunter zu ihrem Auto, das sie ein Stück weit vom Haus entfernt geparkt hatte, damit Amy den Motor nicht hörte.

Aber dann beging sie eines Abends den Fehler, jemandem davon zu erzählen, einer anderen Frau in der Putzkolonne, mit der sie kurz hinausgegangen war, um eine Zigarette zu rauchen. Jeanette hatte nie gern geraucht und wollte auch kein Geld dafür

ausgeben, aber die Zigaretten halfen ihr, wach zu bleiben, und ohne eine Zigarettenpause gab es nichts, worauf man sich freuen konnte – nur noch mehr Toiletten schrubben und Flure wischen. Sie bat die Frau, die Alice hieß, es niemandem zu erzählen, denn sie wusste, sie konnte Ärger bekommen, wenn sie Amy so allein ließ, aber genau das tat Alice: Sie lief geradewegs zum Hausmeister, und der entließ Jeanette auf der Stelle. *Ein Kind so allein zu lassen ist nicht in Ordnung*, erläuterte er ihr in seinem Büro neben der Heizungsanlage, in einem Raum, nicht größer als drei Meter im Quadrat, mit einem verbeulten Metallschreibtisch, einem alten Sessel, aus dem die Polsterung hervorquoll, und einem Kalender an der Wand, der nicht mal aus diesem Jahr war. Die Luft dort drinnen war immer so heiß und stickig, dass Jeanette kaum atmen konnte. Er sagte: *Sie können von Glück reden, dass ich die Behörden nicht informiere*. Sie fragte sich, wann sie jemand geworden war, zu dem man so etwas mit Fug und Recht sagen konnte. Bis dahin war er durchaus nett zu ihr gewesen, und vielleicht hätte sie ihm die Situation begreiflich machen können – dass sie ohne das Geld, das sie mit dem Putzen verdiente, nicht wusste, was sie tun sollte, aber sie war zu müde, um die richtigen Worte zu finden. Sie nahm ihren letzten Scheck in Empfang und fuhr mit ihrem klapprigen alten Auto nach Hause, mit dem KIA, den sie noch auf der Highschool gekauft hatte. Der Wagen war damals schon sechs Jahre alt gewesen, und zwischenzeitlich konnte man im Rückspiegel die Schrauben und Niete über den Asphalt kullern sehen.

Als sie wenige Tage später am Quick Mart anhielt, um eine Packung Capri zu kaufen, sprang der Motor nicht mehr an, und sie fing an zu weinen. Eine halbe Stunde lang saß sie da und weinte und konnte nicht mehr aufhören.

Das Problem war die Batterie. Eine neue kostete dreiundachtzig Dollar bei Sears. Inzwischen hatte sie eine Woche nicht gearbeitet und außerdem ihren Job im Diner verloren. Sie hatte gerade noch genug Geld, um ihre Sachen in ein paar Einkaufsstützen

und die Kartons zu packen, die Bill zurückgelassen hatte, und zu verschwinden.

Niemand erfuhr je, was aus ihnen geworden war. Das Haus stand leer; die Leitungen froren zu und platzten wie überreifes Obst. Als der Frühling kam, lief tagelang das Wasser heraus, bis die Wasserwerke merkten, dass niemand die Rechnung bezahlte, und zwei Männer schickten, die es abdrehten. Die Mäuse zogen ein, und als bei einem Sommergewitter ein Fenster im oberen Stockwerk zerbrach, auch die Schwalben. Sie bauten ihre Nester in dem Zimmer, in dem Jeanette und Amy in der Kälte geschlafen hatten, und bald war das Haus erfüllt vom Lärm und Geruch der Vögel.

In Dubuque arbeitete Jeanette in der Nachtschicht an einer Tankstelle. Amy schlief auf einem Sofa im Hinterzimmer, bis der Eigentümer es herausbekam und sie rauswarf. Es war Sommer; sie schliefen im KIA und wuschen sich in der Toilette hinter der Tankstelle, und so brauchten sie nur wegzufahren. Eine Zeitlang kamen sie bei einer Freundin in Rochester unter, die Jeanette aus der Schule kannte; sie war dort hinaufgezogen, um Krankenschwester zu werden. Jeanette bekam einen Job als Putzfrau in dem Krankenhaus, in dem die Freundin arbeitete, aber nur zum Mindestlohn, und das Apartment der Freundin war zu klein für sie alle. Sie zog in ein Motel, doch dort gab es niemanden, der sich um Amy kümmern konnte, und so schliefen sie schließlich wieder in dem KIA. Es war September, und es wurde kühl. Im Radio war die ganze Zeit die Rede vom Krieg. Sie fuhr nach Süden und kam bis Memphis, als der KIA endgültig den Geist aufgab.

Der Mann, der sie mit seinem Mercedes aufflas, sagte, sein Name sei John, und die Art, wie er es sagte, ließ sie vermuten, dass er log wie ein Kind, das nicht zugeben wollte, wer die Lampe kaputt gemacht hatte – er taxierte sie einen Augenblick lang, bevor er sie ansprach. *Ich heiße ... John.* Sie schätzte ihn auf fünfzig, aber sie hatte keinen guten Blick für so was. Er hatte einen sauber gestutzten Bart und trug einen dunklen Anzug, wie ein

Bestattungsunternehmer. Beim Fahren warf er immer wieder einen Blick auf Amy im Rückspiegel, schob sich auf seinem Sitz zurecht und stellte Jeanette Fragen: wohin sie wolle, was sie gern tue und was sie ins herrliche Tennessee geführt habe. Der Wagen erinnerte sie an Bill Reynolds' Pontiac Grand Prix; er war nur noch schöner: Bei geschlossenen Fenstern hörte man kaum etwas von draußen, und die Sitze waren so weich, dass es sich anfühlte, als säße sie in einer Schale Eiscreme. Am liebsten wäre sie eingeschlafen. Als sie vor dem Motel hielten, kümmerte es sie kaum noch, was passieren würde. Es erschien unausweichlich. Sie waren in der Nähe des Flughafens; das Land war flach wie in Iowa, und in der Dämmerung sah sie die Lichter der Flugzeuge, die in langsamen, verschlafenen Bogen darüber kreisten.

*Amy, Süße, Mama wird mit diesem netten Mann kurz da hineingehen, okay? Schau dir doch solange dein Bilderbuch an, Schätzchen.*

Er war höflich, nannte sie Baby und so weiter, und bevor er ging, legte er fünfzig Dollar auf den Nachttisch – genug für Jeanette, um die Übernachtung für sie und Amy zu bezahlen.

Aber andere waren weniger nett.

Abends schloss sie Amy im Zimmer ein und ließ den Fernseher als Geräuschkulisse laufen, und dann stellte sie sich draußen vor dem Motel an den Highway, stand da einfach irgendwie herum, und es dauerte nie lange, bis jemand anhielt, immer ein Mann, und sobald sie sich geeinigt hatten, nahm sie ihn mit ins Motel. Bevor sie ihn ins Zimmer ließ, trug sie Amy schnell ins Bad, wo sie ihr aus ein paar Extradecken und Kissen ein Bett in der Badewanne gemacht hatte.

Amy war sechs. Sie war still und redete die meiste Zeit kaum ein Wort, aber sie hatte sich lesen selbst beigebracht, indem sie immer wieder dieselben Bücher angeschaut hatte, und sie konnte auch rechnen. Einmal schauten sie *Glücksrad*, und als es so weit war, dass die Frau das Geld ausgeben durfte, das sie gewonnen

hatte, wusste das Kind genau, was damit zu haben war: Den Urlaub in Cancun konnte sie sich nicht leisten, aber wenn sie die Wohnzimmerngarnitur nähme, hätte sie noch genug übrig für die Golfschläger. Jeanette nahm an, dass Amy wohl ziemlich gescheit war, wenn sie so etwas ausrechnen konnte, und vermutlich sollte sie zur Schule gehen, aber sie wusste nicht, wo es hier eine gab. Überall waren nur Karosseriewerkstätten und Pfandleihen und Motels wie das, in dem sie wohnten, das SuperSix. Der Eigentümer hatte große Ähnlichkeit mit Elvis Presley, aber nicht mit dem hübschen jungen, sondern mit dem fetten alten mit den verschwitzten Haaren und der klobigen Goldbrille, hinter der seine Augen aussahen wie Fische in einem Aquarium. Er trug eine Satinjacke mit einem Blitz auf dem Rücken, genau wie Elvis. Meistens saß er einfach an seinem Schreibtisch hinter der Rezeption, spielte Solitaire und rauchte eine dünne Zigarre mit einem Plastikmundstück. Jeanette bezahlte die Zimmermiete wöchentlich in bar, und wenn sie einen Fünziger drauflegte, ließ er sie in Ruhe. Eines Tages fragte er sie, ob sie vielleicht eine Waffe von ihm kaufen wolle, zu ihrer eigenen Sicherheit. Klar, sagte sie, was kostet so was, und er sagte: noch mal hundert. Er zeigte ihr einen rostig aussehenden kleinen Revolver, einen .22er. Als sie ihn da im Büro in die Hand nahm, sah er ziemlich mickrig aus, nicht wie etwas, womit man jemanden erschießen konnte. Aber er passte in die Handtasche, die sie mitnahm, wenn sie sich draußen an den Highway stellte, und vielleicht wäre es ja gar nicht so schlecht, ihn dabeizuhaben. *Passen Sie auf, wohin Sie damit zielen*, sagte der Manager, und Jeanette meinte: *Okay, wenn Sie Angst davor haben, muss er ja funktionieren. Ich kauf Ihnen den Revolver ab.*

Und sie war froh, dass sie ihn hatte. Jetzt erst erkannte sie, dass sie vorher Angst gehabt hatte und jetzt nicht mehr, jedenfalls nicht mehr so viel. Der Revolver war wie ein Geheimnis, das ihr ganz allein gehörte, das Geheimnis nämlich, wer sie war. Als trüge sie das letzte Überbleibsel ihrer selbst in der Handtasche. Die andere Jeanette, die jetzt im Rock und engen Top am Highway stand,

die Hüfte vorstreckte und lächelte und fragte: *Was möchtest du, Baby? Kann ich heute Abend was für dich tun?* –, diese Jeanette war eine erfundene Person, eine Frau in einer Geschichte, deren Ende sie vielleicht gar nicht erfahren wollte.

Der Mann, der an dem Abend, als es passierte, bei ihr anhielt, war nicht das, was sie erwartet hätte. Die Üblen erkannte sie meist auf den ersten Blick, und manchmal sagte sie, nein danke, und ging einfach weiter. Aber der hier sah nett aus, ein College-Boy vermutlich, zumindest noch jung genug für das College, und er war gut angezogen – eine frische, saubere Khakihose und eins von diesen Hemden mit dem kleinen hammerschwingenden Mann auf dem Pferd. Er sah aus wie jemand, der zu einem Date unterwegs war, und darüber musste sie innerlich lachen, als sie in den Wagen stieg, einen großen Ford Expo mit einem Gestell auf dem Dach, für ein Fahrrad oder so was.

Aber dann passierte etwas Komisches. Er wollte nicht ins Motel fahren. Manche Männer wollten es gleich hier mit ihr machen, im Wagen, ohne auch nur auf den Parkplatz zu fahren, aber als sie damit anfang, weil sie dachte, er wollte es so, schob er sie sanft von sich. Er wolle sie ausführen, sagte er.

*Was heißt das, ausführen?*, fragte sie.

*Irgendwohin, wo es nett ist*, erklärte er. *Möchtest du nicht irgendwohin, wo es nett ist? Ich bezahle dir mehr, als du sonst kriegst.*

Sie dachte an Amy, die allein im Zimmer schlief, und dachte sich, es sei kein großer Unterschied, so oder so. *Solange es nicht länger als eine Stunde dauert*, sagte sie. *Dann musst du mich zurückbringen.*

Aber es dauerte länger als eine Stunde, viel länger. Als sie ankamen, wo sie hinwollten, bekam Jeanette Angst. Er hielt vor einem Haus mit einem großen Schild über der Veranda. Darauf standen drei Umriss, die aussahen wie Buchstaben, aber nicht ganz, und Jeanette wusste, was es war: eine Studentenverbindung. Irgendein Laden, in dem ein paar reiche Jungs mit Daddys Geld wohnten



und sich betranken, während sie so taten, als studierten sie, um Ärzte oder Anwälte zu werden.

– *Meine Freunde werden dir gefallen*, sagte er. *Komm, ich möchte, dass du sie kennenlernst.*

– *Ich gehe da nicht rein*, sagte sie. *Bring mich wieder zurück.*

Er schwieg einen Moment, saß da mit beiden Händen auf dem Lenkrad, und als sie sein Gesicht anschaute und sah, was da in seinen Augen war, diese langsam anschwellende, wilde Gier, erschien er ihr plötzlich nicht mehr ganz so sehr wie ein netter Junge.

– *Das*, sagte er, *kommt nicht in Frage. Es steht heute sozusagen nicht auf der Speisekarte.*

– *Du kannst mich mal.*

Sie stieß die Tür des Wagens auf und wollte weglaufen, auch wenn sie nicht wusste, wo sie war, aber dann war er auch draußen und packte sie grob am Arm. Jetzt war ziemlich klar, was sie in dem Haus erwartete, was er wollte und wie sich das alles entwickeln würde. Sie war selbst schuld, dass sie es nicht gleich begriffen hatte – schon viel früher, vielleicht schon in dem Diner an dem Tag, als Bill Reynolds hereingekommen war. Sie erkannte, dass der Junge auch Angst hatte – dass jemand ihn zwang, dies zu tun, seine Freunde in dem Haus. Zumindest empfand er es jedenfalls so. Aber das war ihr egal. Er drängte sich hinter sie und wollte den Arm um ihren Hals schlingen, um sie in den Schwitzkasten zu nehmen, und sie schlug mit den Faustknöcheln hart zu – dahin, wo es wehtat –, und er schrie auf und nannte sie ein Dreckstück und eine Nutte und schlug ihr ins Gesicht. Sie verlor das Gleichgewicht und fiel rückwärts hin, und dann war er über ihr, saß rittlings auf ihren Hüften wie ein Jockey auf seinem Pferd und ohrfeigte und schlug sie und versuchte, ihre Arme festzuhalten. Wenn ihm das gelänge, wäre alles aus. Wahrscheinlich war es ihm egal, ob sie bei Bewusstsein war oder nicht, wenn er es täte; keinen von ihnen würde es interessieren. Sie griff in die Handtasche, die neben ihr im Gras lag. Ihr Leben kam ihr fremd vor, als wäre es gar nicht mehr ihr eigenes, wenn es das je gewesen war.

Aber auf einen Revolver war Verlass, und sie spürte, wie das kühle Metall der Waffe in ihre Handfläche glitt, als wollte es dort sein. Ihr Verstand sagte: *Überleg nicht lange, Jeanette*, und sie drückte dem Jungen die Mündung seitlich an den Kopf und spürte die Haut und den Knochen, wo sie ihn berührte, und sie dachte sich, dass es nah genug war, um nicht danebenzuschießen, und dann drückte sie ab.

Sie brauchte die ganze Nacht für den Heimweg. Als der Junge von ihr heruntergekippt war, war sie so schnell, wie sie konnte, zur nächsten großen Straße gelaufen, die sie sehen konnte, breit und mit einem Grünstreifen, leuchtend im Licht der Laternen, und dort erwischte sie gerade noch einen Bus. Sie wusste nicht, ob sie Blut an den Kleidern hatte, aber der Fahrer sah sie ohnehin kaum an, als er ihr erklärte, wie sie zum Flughafen zurückkam, und dann setzte sie sich in die letzte Reihe, wo niemand sie sehen konnte. Der Bus war fast leer. Sie hatte keine Ahnung, wo sie war. Der Bus kroch durch endlose Viertel mit Wohnhäusern und Geschäften, vorbei an einer großen Kirche und dann an den Wegweisern zum Zoo, bis er schließlich in die Innenstadt kam. In einem Wartehäuschen aus Plexiglas stand sie fröstelnd in der klammen Kälte und wartete auf einen zweiten Bus. Sie hatte ihre Uhr verloren und wusste nicht, wie spät es war. Vielleicht war sie bei dem Kampf abgerissen, sodass die Polizei jetzt eine Spur hatte. Aber es war nur eine Timex, die sie im Walgreens Drugstore gekauft hatte, und vermutlich würde sie nicht viel verraten. Der Revolver aber schon. Sie hatte ihn auf den Rasen geworfen; jedenfalls hatte sie es so in Erinnerung. Ihre Hand war immer noch ein bisschen taub von der Wucht, mit der er losgegangen war. Die Knochen vibrierten wie eine Stimmgabel, die nicht zur Ruhe kam.

Als sie am Motel ankam, ging schon die Sonne auf. Sie spürte, wie die Stadt erwachte. Im aschgrauen Licht schloss sie die Zimmertür auf. Amy schlief bei laufendem Fernseher; in einem Infomercial für irgendeine Trainingsmaschine sah man einen mus-

kelbepackten Mann mit einem Pferdeschwanz und einem großen Mund, der aussah wie eine Hundeschnauze. Lautlos bellte er auf dem Bildschirm. Jeanette vermutete, dass sie nicht mehr als zwei Stunden Zeit hätte, bevor jemand käme. Es war dumm von ihr gewesen, die Waffe einfach liegen zu lassen, aber es hatte keinen Sinn, sich darüber jetzt noch den Kopf zu zerbrechen. Sie wusch sich das Gesicht und putzte sich die Zähne, ohne sich im Spiegel anzusehen, und dann zog sie sich um; sie zog Jeans und ein T-Shirt an und brachte die alten Kleider – den kurzen Rock und das Stretch-Top und die Fransenjacke –, die beschmiert waren mit Blut und anderem Zeug, über das sie gar nichts wissen wollte, zu dem stinkenden Container hinter dem Motel und stopfte sie hinein.

Es war, als wäre die Zeit irgendwie komprimiert, zusammengedrückt wie ein Akkordeon. All die Jahre, die sie gelebt hatte, und alles, was ihr passiert war, quetschte das Gewicht dieses einen Augenblicks zusammen. Sie erinnerte sich, wie sie Amy, als sie noch ein Baby war, frühmorgens am Fenster im Arm gehalten und gewiegt hatte und wie sie dabei oft selbst eingeschlafen war. Das waren schöne Momente gewesen, und sie würde sich immer daran erinnern. Sie packte ein paar Sachen in Amys Kinderrucksack und Kleidung und Geld für sich selbst in eine Einkaufstüte. Dann schaltete sie den Fernseher ab und rüttelte Amy sanft wach.

»Komm, Süße. Aufwachen. Wir müssen los.«

Die Kleine schlief noch halb, aber sie ließ sich von Jeanette anziehen. Sie war morgens immer so, benommen und ein bisschen verwirrt, und Jeanette war froh, dass es noch so früh war; zu jeder anderen Tageszeit wäre viel mehr Erklärung und Überredung nötig gewesen. Sie gab dem Mädchen einen Müsliriegel und eine Dose lauwarme Traubenlimo, und dann gingen sie zusammen hinaus an den Highway, wo Jeanette aus dem Bus gestiegen war.

Sie erinnerte sich an die große steinerne Kirche, die sie auf der Rückfahrt zum Motel gesehen hatte. »Unsere Schmerzenseiche Mutter« hatte auf dem Schild davor gestanden. Wenn sie mit den

Bussen nichts falsch machte, würden sie wieder dort vorbeifahren.

Sie saß mit Amy in der letzten Reihe und hatte ihr den Arm um die Schultern gelegt. Das kleine Mädchen schwieg; nur einmal sagte sie etwas, als sie wieder Hunger bekam, und Jeanette gab ihr noch einen Müsliriegel aus der Schachtel, die sie zusammen mit den sauberen Sachen und der Zahnbürste und dem Stoffhasen in ihren Rucksack getan hatte. Amy, dachte sie, du bist mein liebes Kind, mein liebes Kind, es tut mir leid, es tut mir so leid. In der Stadtmitte stiegen sie wieder um und fuhren noch einmal eine halbe Stunde lang, und als Jeanette das Schild zum Zoo sah, befürchtete sie, dass sie zu weit gefahren war, aber dann fiel ihr ein, dass die Kirche vor dem Zoo gekommen war, und deshalb würde sie jetzt danach kommen, weil sie in die andere Richtung fuhr.

Plötzlich sah sie sie. Bei Tag sah sie anders aus, nicht so groß, aber das machte nichts. Sie stiegen durch die hintere Tür aus, und Jeanette zog den Reißverschluss an Amys Jacke hoch und hängte ihr den Rucksack um, während der Bus weiterfuhr.

Dann schaute sie auf und sah das andere Schild, an das sie sich aus der vergangenen Nacht erinnerte. Es war an einem Pfosten befestigt, an der Ecke einer Einfahrt, die neben der Kirche entlangführte: *Konvent der Barmherzigen Schwestern*.

Sie nahm Amy bei der Hand und ging die Einfahrt hinunter. Sie war von hohen Bäumen gesäumt, einer Art Eichen, die ihre langen bemoosten Arme über sie breiteten wie ein Zelt. Sie wusste nicht, wie ein Konvent aussah. Wie sich herausstellte, war es nur ein Haus, aber ein hübsches Haus – aus einem Stein, der ein bisschen glitzerte, und mit einem Schindeldach und weiß umrandeten Fenstern. Davor lag ein Kräutergarten, und sie nahm an, dass die Nonnen sich mit so etwas beschäftigten: dass sie hier herauskamen und sich um winzige Pflänzlein kümmerten. Sie ging zur Haustür und läutete.

Die Frau, die ihr öffnete, war nicht alt, wie Jeanette es erwartet hatte, und sie trug auch keine Robe, oder wie diese Gewänder

sonst hießen. Sie war jung, nicht viel älter als Jeanette, und abgesehen von einer Haube war sie ganz normal gekleidet: Rock, Bluse und braune flache Halbschuhe. Und sie war schwarz. In Iowa hatte Jeanette in ihrem ganzen Leben höchstens ein oder zwei Schwarze gesehen – außer im Fernsehen oder im Kino. Aber in Memphis wimmelte es von ihnen. Sie wusste, dass manche Leute Probleme damit hatten, aber ihr selbst hatte es bisher nichts ausgemacht. Eine schwarze Nonne war sicher völlig okay.

»Entschuldigen Sie, dass ich störe«, fing Jeanette an. »Mein Auto ist kaputtgegangen, und ich dachte ...«

»Natürlich«, sagte die Frau. Ihre Stimme klang merkwürdig, anders als alle, die Jeanette je gehört hatte – als steckte Musik in jedem Wort und schwänge darin. »Kommen Sie herein, alle beide.«

Die Frau trat in der Tür zurück und ließ Jeanette und Amy in den Hausflur. Irgendwo in diesem Gebäude waren noch andere – vielleicht auch schwarze – Nonnen, das wusste Jeanette, und sie schliefen oder kochten oder lasen oder beteten, was Nonnen vermutlich oft taten, vielleicht sogar die meiste Zeit. Still genug war es ja. Jetzt musste sie eine Ausrede finden, um die Frau mit Amy allein zu lassen. Das wusste sie, wie sie wusste, dass sie in der vergangenen Nacht einen Jungen umgebracht hatte. Was sie jetzt vorhatte, war noch schmerzhafter, aber ansonsten nicht anders – nur noch mehr Schmerz an derselben Stelle.

»Miss ...?«

»Oh, nennen Sie mich einfach Lacey«, sagte die Frau. »Wir sind hier nicht so förmlich. Ist das Ihre kleine Tochter?« Sie kniete vor Amy. »Hallo, du, wie heißt du denn? Ich habe eine kleine Nichte in deinem Alter, die ist fast so hübsch wie du.« Sie schaute zu Jeanette hoch. »Ihre Tochter ist sehr schüchtern. Vielleicht liegt es an meinem Akzent. Wissen Sie, ich bin aus Sierra Leone in Westafrika.« Sie wandte sich wieder an Amy und nahm ihre Hand. »Weißt du, wo das ist? Es ist sehr weit weg.«

»Sind alle Nonnen hier von dort?«, fragte Jeanette.

Die Frau stand auf. Sie lachte und zeigte dabei ihre weißen Zähne. »Du meine Güte, nein! Ich bin die Einzige.«

Einen Moment lang sagte niemand etwas. Jeanette mochte diese Frau, und sie hörte ihre Stimme gern. Es gefiel ihr, wie sie mit Amy umging und wie sie ihr in die Augen schaute, wenn sie mit ihr sprach.

»Ich wollte sie schnell noch zur Schule bringen«, erzählte Jeanette. »Aber mein altes Auto ...? Das Ding ist einfach stehen geblieben.«

Die Frau nickte. »Bitte. Kommen Sie.«

Sie führte Jeanette und Amy durch einen Korridor in die Küche, einen großen Raum mit einem mächtigen Esstisch aus Eichenholz und Schränken mit Schildern an den Türen: »Geschirr« und »Konserven« und »Reis und Nudeln«. Jeanette hatte noch nie daran gedacht, dass Nonnen auch aßen. Bei all den Nonnen, die hier wohnten, war es vermutlich nicht verkehrt, alles zu beschriften. Die Frau zeigte auf das Telefon. Es hing an der Wand, ein alter brauner Apparat mit einer langen Schnur. Den nächsten Schritt hatte Jeanette sich genau überlegt. Sie wählte eine Nummer, während die Frau einen Teller Kekse für Amy brachte – keine gekauften, sondern welche, die jemand gebacken hatte. Eine Tonbandstimme am anderen Ende erzählte ihr, heute sei mit bewölktem Himmel und vereinzelt Schauern gegen Abend zu rechnen, die Höchsttemperaturen lägen bei dreizehn Grad, und sie tat, als redete sie mit der Pannenhilfe, und nickte dabei mit dem Kopf.

»Der Abschleppwagen kommt«, sagte sie, als sie eingehängt hatte. »Er hat gesagt, ich soll draußen auf ihn warten. Zufällig wäre einer gleich um die Ecke.«

»Na, das ist doch prima!« Die Frau strahlte. »Heute ist Ihr Glückstag. Wenn Sie wollen, können Sie Ihre Tochter bei mir lassen. Wäre nicht gut, wenn Sie auf einer verkehrsreichen Straße auf sie aufpassen müssten.«

Das war es. Jeanette brauchte gar nichts weiter zu tun. Sie musste nur noch ja sagen.

»Macht das keine Umstände?«

Die Frau lächelte. »Wir kommen zurecht. Nicht wahr?« Sie schaute Amy aufmunternd an. »Sehen Sie? Sie ist ganz zufrieden. Gehen Sie und kümmern Sie sich um Ihren Wagen.«

Amy saß auf einem Stuhl an dem großen Eichenholztisch, vor sich den unberührten Teller mit den Keksen und ein Glas Milch. Sie hatte ihren Rucksack abgenommen und hielt ihn auf dem Schoß. Jeanette schaute sie an, solange sie sich traute, und dann kniete sie bei ihr nieder und nahm sie in die Arme.

»Sei schön brav«, sagte sie, und Amy nickte an ihrer Schulter. Jeanette wollte noch etwas sagen, aber sie fand keine Worte. Sie dachte an den Zettel, den sie in den Rucksack gesteckt hatte, das Blatt, das sie sicher finden würden, wenn sie nicht zurückkäme, um Amy zu holen. Sie umarmte sie so lange, wie sie es wagen durfte. Sie fühlte Amy um sich herum, die Wärme ihres Körpers und den Duft ihrer Haare und ihrer Haut. Sie wusste, gleich würde sie weinen, und das durfte die Frau – Lucy? Lacey? – nicht sehen, aber sie umarmte Amy doch noch einen Augenblick länger und versuchte, dieses Gefühl in ihrem Innern zu bewahren, irgendwo, wo es sicher war. Dann ließ sie ihre Tochter los, und bevor jemand ein Wort sagen konnte, ging Jeanette aus der Küche und aus dem Haus und durch die Einfahrt zur Straße, und dann ging sie immer weiter.

# 2

## **Auszug aus den E-Mails von Dr. Jonas Abbott Lear**

Professor für Molekular- und Zellularbiologie an der Harvard University

Abgeordnet an das United States Army Medical Research Institute (USAMRIID)

Abt. Paläovirologie, Fort Detrick, MD

---

**Von:** lear@amedd.army.mil

**Datum:** Montag, 6. Februar, 13:18

**An:** pkiernan@harvard.edu

**Betreff:** Satellitenverbindung steht

Paul,

Grüße aus dem bolivianischen Dschungel vom landumschlossenen Arsch der Anden. Da, wo du im kalten Cambridge sitzt und dem Schnee zuschaust, klingt ein Monat in den Tropen bestimmt nicht wie ein schlechtes Angebot. Aber glaub mir: Das hier ist nicht die Karibik. Gestern habe ich eine Schlange gesehen, so groß wie ein U-Boot.



Die Reise hierher war ereignislos – sechzehn Stunden Flug nach La Paz, dann mit einer kleineren Regierungsmaschine nach Concepción im östlichen Dschungelbecken des Landes. Von hier aus gibt es im Grunde keine anständigen Straßen mehr; es ist der reine Busch, und uns wird nichts anderes übrig bleiben, als zu Fuß weiterzugehen. Alle im Team sind ziemlich aufgeregt, und die Teilnehmerliste wächst immer noch. Zusätzlich zu der Gruppe von der UCLA ist Tim Fanning von der Columbia University in La Paz zu uns gestoßen, und dann auch Claudia Swenson vom MIT. (Ich glaube, du hast mir mal erzählt, du kanntest sie aus Yale.) Neben seiner eigenen, nicht unbeträchtlichen Starpower hat Tim, wie du mit Freuden hören wirst, ein halbes Dutzend Nachwuchskolleginnen mitgebracht, und so ist das Durchschnittsalter im Team mit einem Schlag um ungefähr zehn Jahre gesunken, und das Geschlechterverhältnis hat jetzt ein klares Übergewicht auf der weiblichen Seite. »Erstklassige Wissenschaftlerinnen, jede einzelne«, behauptet Tim. Dreimal geschieden, und jede Frau jünger als die vorige – der Kerl lernt's nie.

Ich muss sagen, meinen (natürlich auch deinen und Rochelles) Bedenken zum Trotz hat die Einbeziehung des Militärs doch alles gewaltig verändert. Letztlich hat nur USAMRIID genug Einfluss und Geld, um ein solches Team zusammenzustellen, zumal innerhalb eines Monats. Nachdem ich jahrelang versucht habe, die Leute zum Zuhören zu bringen, ist es, als wäre plötzlich eine Tür aufgegangen, und wir brauchten nur noch durchzumarschieren. Du kennst mich, ich bin Wissenschaftler durch und durch und habe keinen Funken Aberglauben im Leib. Aber trotzdem kommt es mir so vor, als wäre es Schicksal. Nach Liz' Krankheit und ihrem langen Kampf ist es doch eine ironische Fügung des Schicksals, dass ich endlich Gelegenheit bekomme, das größte Geheimnis von allen zu lösen: das Geheimnis des Todes selbst. Ich glaube übrigens, ihr hätte es hier gefallen. Ich sehe sie fast vor mir mit ihrem großen Strohhut, wie sie auf einem Baumstamm am Fluss in der Sonne sitzt und ihren geliebten Shakespeare liest.

Übrigens: Glückwunsch zur Festanstellung. Kurz vor meiner Abreise habe ich gehört, dass du im Fakultätsausschuss allgemeine Zustimmung gefunden hast, was mich nach der internen Abstimmung nicht überrascht hat – ich darf dir zwar nichts darüber erzählen, aber unter uns gesagt: Das Ergebnis war einstimmig. Ich kann dir nicht sagen, wie erleichtert ich bin. Mal ganz davon abgesehen, dass du der beste Biochemiker bist, den wir haben, ein Mann, der imstande ist, ein zykoskeletales Mikrotubuli-Protein aufstehen und den Halleluja-Chor singen zu lassen – was hätte ich in meiner Mittagspause getan, wenn mein Squashpartner keine Dauerstelle bekommen hätte?

Liebe Grüße an Rochelle, und sag Alex, sein Onkel Jonas wird ihm aus Bolivien was ganz Besonderes mitbringen. Wir wär's mit einem Anaconda-Baby? Wie ich höre, sind das gute Haustiere, solange man sie füttert. Und unsere Verabredung für das Eröffnungsspiel der Red Sox steht hoffentlich noch. Keine Ahnung, wie du an die Karten gekommen bist.

Jonas

---

**Von:** lear@amedd.army.mil

**Datum:** Mittwoch, 8. Februar, 08:00

**An:** pkiernan@harvard.edu

**Betreff:** Re: Viel Glück bei den Frauen!

Paul,

danke für deine Mail und natürlich für deine überaus weisen Ratschläge bzgl. des hübschen weiblichen Wissenschaftsnachwuches mit Eliteuni-Schliff. Ich kann dir nicht widersprechen, und in mehr als einer einsamen Nacht in meinem Zelt sind mir die gleichen

Gedanken gekommen. Aber keine Angst! Rochelle ist die einzige Frau für mich, das kannst du ihr ruhig von mir ausrichten.

Die Neuigkeiten von hier – und ich höre schon ein lautes »Hab ich's nicht gleich gesagt?« von Rochelle: Wie es aussieht, sind wir militarisiert worden. Vermutlich war das unausweichlich, zumindest nachdem ich das Geld von USAMRIID genommen habe. (Und hier geht es um viel Geld. Luftaufklärung ist nicht billig – zwanzigtausend Dollar, um einen Satelliten umzudirigieren, und auch dafür kriegst du nur dreißig Minuten.) Trotzdem kommt es mir vor wie ein Overkill. Wir waren gestern bei den letzten Vorbereitungen für den Abmarsch, als im Basiccamp ein Hubschrauber landete, und wer springt da heraus? Ein Kommando der Special Forces, allesamt aufgezäumt, als ob sie einen feindlichen Bunker zu stürmen hätten: Dschungel-Camouflage, grün-schwarze Kriegsbemalung im Gesicht, schwere M-19-Gasdrucklader – das volle Programm. Ein paar ziemliche Draufgänger. Hinter der Meute kommt ein Mann im Anzug, ein Zivilist, der offenbar das Kommando hat. Er stolziert quer über den Platz auf mich zu, und ich sehe, wie jung er ist – nicht mal dreißig. Und er ist braun wie ein Tennisprofi. Was macht er bei einem Spezialkommando? »Sind Sie der Vampirtyp?«, fragt er mich. Du weißt, wie ich zu diesem Wort stehe, Paul – du brauchst ja nur mal zu versuchen, eine NAS-Finanzierung zu bekommen, wenn im Projektantrag irgendwo das Wort »Vampir« vorkommt. Aber aus Höflichkeit – und verdammt, er hat genug Kanonen hinter sich, um eine kleine Regierung zu stürzen – sage ich, ja, das bin ich. »Mark Cole, Dr. Lear«, sagt er und schüttelt mir mit breitem Grinsen die Hand. »Ich habe eine weite Reise gemacht, nur um Sie kennenzulernen. Sie werden's nicht glauben, aber Sie sind jetzt Major.« Major?, denke ich. Und was machen diese Leute hier? »Das hier ist eine zivile wissenschaftliche Expedition«, sage ich. »Jetzt nicht mehr«, sagt er. »Wer hat das entschieden?«, frage ich, und er sagt: »Mein Chef, Dr. Lear.« »Und wer ist Ihr Chef?«, frage ich ihn. Er sagt: »Dr. Lear, mein Chef ist der Präsident der Vereinigten Staaten.«

Tim ist ziemlich sauer, weil er nur Captain sein darf. Ich könnte einen Captain nicht von diesem Kentucky-Fried-Chicken-Colonel unterscheiden; deshalb ist es mir egal. Claudia war diejenige, die wirklich Theater machte. Sie drohte sogar damit, ihre Sachen zu packen und nach Hause zu fahren. »Ich habe diesen Kerl nicht gewählt, und ich werde nicht in seine gottverdammte Army eintreten, ganz egal, was der Schwachkopf sagt.« Immer mit der Ruhe, wir haben ihn alle nicht gewählt, eigentlich kann sie das nicht ernst meinen. Aber wie sich herausstellt, ist sie Quäkerin. Ihr jüngerer Bruder war sogar Kriegsdienstverweigerer während des Irankriegs. Aber schließlich konnten wir sie doch beruhigen und zum Bleiben überreden; wir mussten ihr nur versprechen, dass sie vor niemandem salutieren muss.

Das Problem ist, ich begreife nicht so recht, weshalb diese Leute hier sind. Natürlich haben die Militärs ein Interesse an uns, denn schließlich geben wir ihr Geld aus, und dafür bin ich ihnen dankbar. Aber warum schickt man eine Einheit der Special Forces (formal gesehen ist es eine »Spezialaufklärungseinheit«) als Babysitter zu einem Haufen Biochemiker? Der Bengel im Anzug – ich schätze, er ist von der National Security Agency – hat mir erzählt, die Region, in die wir da gehen, werde vom Rauschgiftkartell Montoya kontrolliert, und die Soldaten seien zu unserem Schutz da. »Wie würde es aussehen, wenn ein Team von amerikanischen Wissenschaftlern von bolivianischen Drogenbaronen umgebracht würde?«, fragte er. »Das wäre kein Glückstag für die amerikanische Außenpolitik, wirklich kein Glückstag.« Ich habe ihm nicht widersprochen, aber ich weiß verdammt genau, dass es dort, wo wir hingehen, keinen Rauschgifthandel gibt, sondern nur im Westen, auf dem Altiplano. Das östliche Becken ist praktisch unbewohnt – von ein paar verstreuten indianischen Siedlungen abgesehen, die größtenteils schon seit Jahren keinen Kontakt mit der Außenwelt hatten. Und er weiß, dass ich das alles weiß.

Ich kann mir keinen Reim darauf machen, aber soweit ich es übersehen kann, ergibt sich daraus für die Expedition an sich kein Unterschied. Wir werden jetzt nur von ein paar schweren Geschützen begleitet. Die Soldaten halten sich sehr zurück; ich habe kaum gehört, dass mal einer von ihnen den Mund aufgemacht hat. Gespenstisch – aber zumindest sind sie nicht im Weg.

Jedenfalls brechen wir morgen früh auf. Das Angebot mit der zahmen Schlange steht noch.

Jonas

---

**Von:** lear@amedd.army.mil

**Datum:** Mittwoch, 15. Februar, 23:32

**An:** pkiernan@harvard.edu

**Betreff:** Siehe Attachment

**Attachment:** DSC00392.jpg (596 kb)

Paul,

seit sechs Tagen unterwegs. Sorry, dass ich mich nicht gemeldet habe, und sag Rochelle, sie soll sich keine Sorgen machen. Jeder Schritt hier ist eine mühsame Schinderei unter dem dichten Laubdach und bei tagelangem, unaufhörlichem Regen. Zu viel Arbeit, die Satellitenkommunikation einzurichten. Abends hauen wir alle wie die Holzfäller rein und fallen dann erschöpft in unsere Zelte. Und keiner hier riecht besonders gut.

Aber heute Abend bin ich zu aufgedreht zum Schlafen. Das Attachment wird dir klarmachen, warum. Ich habe immer geglaubt an das, was wir tun, aber natürlich hatte ich auch Augenblicke des Zweifels, schlaflose Nächte, in denen ich mich gefragt habe,

ob das alles nicht komplett blödsinnig ist – irgendeine Fantasie, die mein Gehirn sich zusammengebraut hat, als Liz so krank wurde. Ich weiß, du hast es auch gedacht. Es wäre dumm, wenn ich meine eigenen Motive nicht in Frage stellen wollte. Aber ich tue es nicht mehr.

Nach dem GPS sind wir noch gut zwanzig Kilometer von der Stelle entfernt. Die Topografie stimmt mit den Satellitendaten überein: ebenes Gelände mit dichtem Dschungel, aber am Fluss entlang eine tiefe Schlucht mit Kalksteinwänden, die von Höhlen durchsiebt sind. Jeder Amateurgeologe könnte in diesen Formationen lesen wie in einem offenen Buch: die üblichen Schichten von Flusssedimenten und dann, etwa vier Meter unterhalb der Oberkante, ein kohlschwarzer Streifen. Das entspricht der Sage der Chucote: Vor tausend Jahren wurde die ganze Gegend durch ein Feuer geschwärzt, »durch eine mächtige Feuersbrunst, die der Gott Auxl schickte, der Herr der Sonne, um die Dämonen des Menschen zu vernichten und die Welt zu erretten«. Wir haben letzte Nacht am Flussufer kampiert und die Schwärme der Fledermäuse gehört, die bei Sonnenuntergang aus den Höhlen schwirrten. Heute Morgen sind wir in östlicher Richtung durch die Schlucht weitermarschiert.

Kurz nach Mittag sahen wir die Statue.

Zuerst dachte ich, ich fantasiere mir etwas zusammen. Aber sieh dir das Bild an, Paul. Ein menschliches Wesen und doch wieder nicht: die tierhaft gebückte Haltung, die klauenartigen Hände, der mit langen Zähnen dicht besetzte Mund, der muskulöse Oberkörper. Diese Details sind aus irgendeinem Grund immer noch zu erkennen nach – ja, nach wie langer Zeit? Wie viele Jahrhunderte lang haben Wind und Regen und Sonne den Stein verwittern lassen? Trotzdem hat es mir den Atem verschlagen. Und die Ähnlichkeit mit den anderen Bildern, die ich dir gezeigt habe, ist

unbestreitbar – die Pfeiler an dem Tempel in Mansarha in Indien, die Reliefs an der Grabstätte in Xianyang, die Höhlenzeichnungen in Cotes d'Amor.

Heute Abend wieder Fledermäuse. Man gewöhnt sich an sie, und sie halten die Moskitos in Schach. Claudia hat eine Falle aufgestellt, um eine zu fangen. Anscheinend mögen die Biester die Dosenpfirsiche, die sie als Köder benutzt hat. Vielleicht möchte Alex lieber eine zahme Fledermaus ...?

– J.

---

**Von:** lear@amedd.army.mil

**Datum:** Samstag, 18. Februar, 18:51

**An:** pkiernan@harvard.edu

**Betreff:** Weitere JPGs

**Attachment:** DSC00481.jpg (596 kb), DSC00486.jpg (582 kb), DSC00491.jpg (697 kb)

Sieh dir das an. Wir haben jetzt neun Figuren gezählt.

Cole glaubt, wir werden verfolgt, aber er sagt mir nicht, von wem. Ist nur so ein Gefühl, sagte er. Die ganze Nacht kommuniziert er über SATCOM, verrät allerdings nicht, worum es geht. Zumindest hat er aufgehört, mich »Major« zu nennen. Er ist jung, aber nicht so grün, wie er aussieht.

Endlich gutes Wetter. Wir sind dicht davor, weniger als 10 km, und kommen gut voran.

**Von:** lear@ammed.army.mil  
**Datum:** Sonntag, 19. Februar, 21:51  
**An:** pkiernan@harvard.edu  
**Betreff:**

[ohne Text]

---

**Von:** lear@ammed.army.mil  
**Datum:** Dienstag, 21. Februar, 01:19  
**An:** pkiernan@harvard.edu  
**Betreff:**

Paul,

ich schreibe dir für den Fall, dass ich nicht zurückkomme. Ich will dich nicht beunruhigen, aber ich muss die Lage realistisch sehen. Wir sind weniger als fünf Kilometer von der Grabstätte entfernt, doch ich bezweifle, dass wir die Ausgrabung wie geplant vornehmen können. Zu viele hier sind krank oder tot.

Vor zwei Nächten wurden wir angegriffen – nicht von Drogenbanden, sondern von Fledermäusen. Sie kamen ein paar Stunden nach Sonnenuntergang, als die meisten von uns noch auf dem Lagerplatz mit den abendlichen Erledigungen beschäftigt waren. Es war, als hätten sie uns die ganze Zeit ausgespäht und auf den richtigen Augenblick für einen Luftangriff gewartet. Ich hatte Glück; ich war ein paar hundert Meter weit flussaufwärts gegangen, weg von den Bäumen, um ein gutes GPS-Signal zu finden. Ich hörte die Schreie und dann die Schüsse, aber bevor ich zurückkam, war der Schwarm bereits flussabwärts gezogen. An dem Abend starben vier Leute, darunter Claudia. Massenhaft Fledermäuse hatten sich auf sie gestürzt. Sie versuchte noch, zum Fluss zu kommen –



vermutlich dachte sie, sie könnte sie dort abschütteln –, doch sie schaffte es nicht mehr. Als wir sie erreichten, hatte sie so viel Blut verloren, dass sie keine Chance mehr hatte. In dem Chaos wurden sechs andere gebissen oder gekratzt, und alle sind jetzt krank und sehen aus, als litten sie an einer beschleunigten Version des Bolivianischen Hämorrhagischen Fiebers – Blutungen aus Mund und Nase, Haut und Augäpfel rosarot von geplatzten Kapillargefäßen, hohes Fieber, Wasser in der Lunge, Koma. Wir hatten Kontakt mit der Gesundheitsbehörde, aber ohne eine Gewebeanalyse ist man auf Vermutungen angewiesen. Tim haben die Viecher beide Hände praktisch abgekaut, als er versuchte, sie von Claudia herunterzureißen. Ihm geht's am schlechtesten. Ich habe ernsthafte Zweifel daran, dass er morgen früh noch lebt.

Gestern Abend kamen sie wieder. Die Soldaten hatten einen Verteidigungsring errichtet, aber es waren einfach zu viele – es müssen Hunderttausende gewesen sein, ein riesiger Schwarm, der die Sterne verdunkelte. Drei Soldaten tot und Cole. Er stand direkt vor mir; sie haben ihn regelrecht hochgehoben, bevor sie sich in ihn hineinfraßen wie heiße Messer in die Butter. Es war kaum noch etwas von ihm übrig, das wir begraben konnten.

Heute Nacht ist es still, keine Fledermaus am Himmel. Wir haben einen Ring von Feuern um das Camp herum angezündet, das scheint sie in Schach zu halten. Sogar die Soldaten sind ziemlich verdatert. Die wenigen, die von unserem Team noch übrig sind, überlegen jetzt, wie es weitergehen soll. Ein großer Teil unserer Ausrüstung ist zerstört; es ist nicht ganz klar, wie es passiert ist, aber irgendwann während des Angriffs gestern Abend flog ein Granatengürt ins Feuer, und die Explosion tötete einen Soldaten und demolierte einen Generator sowie das meiste von dem, was im Materialzelt untergebracht war. Wir haben allerdings immer noch die SATCOM-Anlage und genug Strom, um die Evakuierung anzufordern. Wahrscheinlich sollten wir alle nur machen, dass wir hier rauskommen.

Und trotzdem. Wenn ich mich frage, warum ich jetzt umkehren sollte und was zu Hause auf mich wartet, fällt mir nichts ein. Es wäre etwas anderes, wenn Liz noch lebte. Ich glaube, im letzten Jahr hat ein Teil meiner selbst einfach so getan, als wäre sie einfach nur für eine Weile weggegangen, als würde ich eines Tages aufblicken, und sie stände in der Tür und lächelte, wie sie es immer getan hat, den Kopf zur Seite gelegt, damit ihr das Haar nicht ins Gesicht fällt. Meine Liz, endlich wieder zu Hause, durstig auf eine Tasse Earl Grey, bereit zu einem Schneespaziergang am Charles River entlang. Aber jetzt weiß ich, dass das nicht mehr sein wird. Seltsamerweise haben die Ereignisse der letzten zwei Tage in meinem Kopf Klarheit über das geschaffen, was wir hier tun und was auf dem Spiel steht. Ich bedaure überhaupt nicht, dass ich hier bin, und ich habe keine Angst. Wenn es hart auf hart kommt, gehe ich vielleicht allein weiter.

Paul, was auch passieren mag und wie immer ich mich entscheide, du sollst wissen, dass du ein großartiger Freund warst. Mehr als ein Freund: ein Bruder. Merkwürdig, diesen Satz zu schreiben, während ich am Ufer eines Flusses im bolivianischen Dschungel sitze, viertausend Meilen weit entfernt von allem anderen und von allen, die ich je gekannt und geliebt habe. Ich habe das Gefühl, als hätte eine neue Ära in meinem Leben begonnen. Das Leben kann uns doch an seltsame Orte führen, in dunkle Korridore.

---

**Von:** lear@amedd.army.mil  
**Datum:** Dienstag, 21. Februar, 05:31  
**An:** pkiernan@harvard.edu  
**Betreff:** Re: Sei nicht blöd, hau ab, bitte

Paul,

wir haben gestern Abend per Satellit die Evakuierung angefordert. Abholung in zehn Stunden – in allerletzter Minute! Ich weiß nicht, wie wir hier noch eine weitere Nacht überleben sollen. Diejenigen, die noch gesund sind, haben entschieden, den Tag zu nutzen und einen letzten Vorstoß zum Zielort zu unternehmen. Wir wollten Münzen werfen, aber wie sich herausstellte, wollten alle mit. Wir brechen in einer Stunde auf, sobald es hell wird. Vielleicht lässt sich aus dieser Katastrophe immer noch etwas retten. Eine gute Nachricht gibt es immerhin: Tim hat in den letzten paar Stunden anscheinend die Kurve gekriegt. Sein Fieber ist deutlich gesunken; er reagiert zwar noch nicht, aber die Blutung hat aufgehört, und seine Haut sieht besser aus. Aber für die anderen, würde ich sagen, steht es immer noch auf Messers Schneide.

Ich weiß, dein Gott ist die Wissenschaft, Paul, aber wäre es zu viel verlangt, wenn du für uns beten würdest? Für uns alle.

---

**Von:** lear@amedd.army.mil  
**Datum:** Dienstag, 21. Februar, 23:16  
**An:** pkiernan@harvard.edu  
**Betreff:**

Jetzt weiß ich, warum die Soldaten hier sind.

# 3

Das Polunsky Unit des Texas Department of Criminal Justice, auch bekannt unter dem Namen Terrell, lag in East Texas, auf einem 15 km<sup>2</sup> großen Gelände mit Kiefernwald und Kurzgrasprairie. Von außen unterschied es sich kaum von einem Verwaltungszentrum oder einer großen Highschool. Für einen Schwarzen indes, der im Staat Texas wegen Mordes verurteilt war, bedeutete es nur eines: Hierher kam man, um zu sterben.

An jenem Morgen im März saß Anthony Lloyd Carter, Häftling Nr. 999642, verurteilt zum Tode durch die Giftspritze wegen Mordes an Rachel Wood, einer Mutter von zwei Kindern aus Houston, deren Rasen er allwöchentlich gegen Bezahlung von vierzig Dollar und einem Glas Eistee gemäht hatte, seit eintausenddreihundertzweiunddreißig Tagen im Terrell Unit in Einzelhaft – weniger als viele, länger als manche. Nicht dass es in Carters Sicht der Dinge irgendetwas geändert hätte; man bekam keinen Preis dafür, dass man am längsten hier gegessen hatte. Ändern würde sich erst an dem Tag etwas, an dem der Direktor und der Priester in seiner Zelle erschienen und er den Trip in den Raum mit der Nadel anträte, und dieser Tag war nicht mehr allzu weit entfernt. Er durfte lesen, aber das fiel ihm nicht leicht, war ihm nie leichtgefallen, und er hatte längst aufgehört, sich damit zu plagen. Seine Zelle war eine Betonschachtel, zwei mal drei Meter, mit einem Fenster

und einer Stahltür, durch deren Schlitz er gerade mal die Hände schieben konnte. Das war alles. Die meiste Zeit lag er auf seiner Pritsche, und sein Kopf war so leer wie ein trockener Eimer. Die halbe Zeit hätte er nicht mal mit Sicherheit sagen können, ob er wach war oder noch schlief.

Der Tag begann wie alle anderen um drei Uhr morgens, als sie das Licht einschalteten und die Frühstückstabletts durch die Türschlitze schoben. Meistens gab es kaltes Müsli oder angerührtes Trockenei oder Pfannkuchen; gut war ein Frühstück, wenn sie Peanut Butter auf die Pfannkuchen strichen, und heute war es gut. Die Gabel war aus Plastik und brach meistens ab; also setzte Carter sich auf seine Pritsche und aß die Pfannkuchen zusammengerollt wie Tacos. Die anderen Männer im H-Flügel beschwerten sich über das Essen; es sei scheußlich. Aber Carter fand es alles in allem gar nicht so übel. Er hatte schon Schlimmeres gegessen, und es hatte Tage in seinem Leben gegeben, da hatte er gar nichts gehabt, und deshalb waren Pfannkuchen mit Peanut Butter am Morgen ein ganz willkommener Anblick, auch wenn es noch nicht Morgen in dem Sinne war, dass es draußen hell war.

Natürlich gab es Besuchstage, doch Carter hatte in der ganzen Zeit in Terrell nur ein einziges Mal Besuch gehabt, nämlich als der Ehemann der Frau gekommen war und ihm erzählt hatte, er habe zu Jesus Christus gefunden, welcher sei der Herr, und er habe für Carter gebetet, der ihm und seinen Kindern seine wunderschöne Frau für alle Zeit genommen habe, und in den Wochen und Monaten des Betens habe er sich damit abgefunden und beschlossen, Carter zu verzeihen. Der Mann weinte viel, als er so auf der anderen Seite der Scheibe saß und sich den Telefonhörer ans Ohr drückte. Carter war selbst von Zeit zu Zeit in die Kirche gegangen, und er wusste zu schätzen, was der Mann ihm da sagte. Aber so wie dieser es aussprach, erweckte es den Eindruck, als dächte er nur an sich. Es ging ihm besser, wenn er Carter verzieh. Er sprach jedenfalls nicht davon zu verhindern, was mit Carter passieren würde. Carter wusste nicht, wie er darauf reagieren sollte.

Also dankte er dem Mann und sagte, Gott segne Sie, es tut mir leid, und wenn ich Mrs Wood im Himmel sehe, werde ich ihr erzählen, was Sie hier heute getan haben, und daraufhin stand der Mann hastig auf und ließ ihn mit dem Hörer in der Hand sitzen. Das war das letzte Mal, dass irgendjemand Carter in Terrell besucht hatte, und es war mindestens zwei Jahre her.

Die Sache war die, dass die Frau, Mrs Woods, immer nett zu ihm gewesen war; sie hatte ihm einen Fünfer oder einen Zehner extra gegeben, und an heißen Tagen hatte sie ihm den Eistee herausgebracht, immer auf einem kleinen Tablett, wie sie es im Restaurant machten, und was sich zwischen ihnen zugetragen hatte, war verwirrend. Carter tat es leid, abgrundtief leid, aber in seinem Kopf ergab es trotzdem keinen Sinn, wie er es auch drehte. Er hatte nie abgestritten, dass er es getan hatte, aber es war nicht recht, dass er für etwas sterben sollte, was er nicht verstand – zumindest nicht, bevor er Gelegenheit hatte, es herauszufinden. Im Geiste ging er es immer wieder durch, doch auch in vier Jahren war es ihm nicht klarer geworden. Die Sache ergab weniger Sinn denn je, und so, wie die Tage und Wochen und Monate in seinem Kopf zu einem einzigen Brei zerflossen, war er nicht mehr sicher, ob er sich überhaupt noch richtig erinnerte.

Bei Schichtwechsel um sechs Uhr weckten die Wärter wieder alle. Sie riefen Namen und Nummern und zogen mit den Wäschesäcken durch den Korridor, um Unterhosen und Socken auszutauschen. Das bedeutete, dass heute Freitag war. Carter hatte nur einmal wöchentlich Gelegenheit zum Duschen, und alle sechzig Tage durfte er zum Friseur; deshalb war es gut, saubere Sachen zu bekommen. Das klebrige Gefühl auf der Haut war im Sommer schlimmer. Man schwitzte den ganzen Tag, selbst wenn man stocksteif dalag, aber nach dem, was sein Anwalt in dem Brief mitgeteilt hatte, den er vor sechs Monaten geschrieben hatte, würde Carter in seinem Leben nicht noch einen texanischen Sommer durchstehen müssen. Am zweiten Juni wäre Schluss.

Zwei harte Schläge an die Tür rissen ihn aus seinen Gedanken.

»Carter. Anthony Carter.« Die Stimme gehörte Pincher, dem Leiter der Schicht.

»Ach komm, Pincher«, sagte Anthony von seiner Pritsche her.

»Was glaubst du, wer hier drin ist?«

»Antreten für die Handschellen, Tone.«

»Jetzt ist keine Freistunde. Und mein Duschtage ist auch nicht.«

»Glaubst du, ich hab den ganzen Morgen Zeit, um hier rumzustehen und zu quatschen?«

Carter erhob sich von der Pritsche, wo er an die Decke gestarrt und an die Frau gedacht hatte, an das Glas Eistee auf dem Tablett. Seine Glieder waren steif und schmerzten, und mit Mühe ließ er sich auf die Knie nieder, den Rücken zur Tür gewandt. So hatte er es schon tausendmal gemacht, aber es gefiel ihm immer noch nicht. Das Gleichgewicht zu halten, das war das Knifflige daran. Als er kniete, zog er die Schulterblätter ein, bog die Arme zurück und schob die Hände mit aufwärts gewandten Handflächen durch den Türschlitz, durch den sie das Essen hereinreichten. Er spürte den kalten Biss des Metalls, als Pincher ihm die Handschellen anlegte. Pincher, den Kneifer, nannten sie ihn hier alle, weil er sie so stramm zusammendrückte.

»Zurücktreten, Carter.«

Carter stellte einen Fuß vor, und sein linkes Knie gab ein Knacken von sich, als er seinen Schwerpunkt verlagerte und dann vorsichtig aufstand, wobei er zugleich die gefesselten Hände aus dem Türschlitz nahm. Auf der anderen Seite der Tür klirrte Pinchers großer Schlüsselbund, und dann ging die Tür auf. Er sah Pincher und den Wärter, den sie Dennis the Menace nannten – wegen seiner Haare, die aussahen wie bei dem kleinen Jungen aus den Cartoons. Er bedrohte einen gern mit seinem Schlagstock, und er hatte es raus, Stellen am Körper zu finden, von denen man gar nicht wusste, dass sie so wehtun konnten, wenn man nur ein bisschen mit dem Knüppel dagegenstieß.

»Anscheinend hast du Besuch, Carter«, sagte Pincher. »Und es ist weder deine Mutter noch dein Anwalt.« Er lächelte nicht und

verzog auch sonst keine Miene, doch Dennis hatte anscheinend großen Spaß. Er wirbelte seinen Stock herum wie eine Majorette.

»Meine Mom ist im Himmel, seit ich zehn war«, sagte Carter.  
»Das weißt du, Pincher, das hab ich dir schon hundertmal gesagt. Wer will mich sehen?«

»Kann ich dir nicht sagen. Der Direktor hat es angeordnet. Ich soll dich nur in den Käfig bringen.«

Das brachte nichts, dachte Carter. Es war so lange her, dass der Ehemann der Frau ihn besucht hatte; vielleicht war er gekommen, um sich zu verabschieden oder um ihm zu sagen: Ich hab's mir anders überlegt, ich verzeihe dir doch nicht, fahr zur Hölle, Anthony Carter. So oder so, Carter hatte dem Mann nichts mehr zu sagen. Er hatte sich immer wieder bei allen entschuldigt, und jetzt reichte es ihm.

»Dann los«, sagte Pincher.

Sie führten ihn den Korridor hinunter. Pincher packte ihn hart beim Ellenbogen, als bugsierte er ein Kind durch eine Menschenmenge oder ein Mädchen, mit dem er tanzen wollte. So führten sie einen überallhin, sogar in die Dusche. Teils gewöhnte man sich daran, ihre Hände so an sich zu spüren, teils aber auch nicht. Dennis ging voraus und öffnete die Tür zwischen dem Einzelhaftflur und dem Rest des H-Flügels und dann die zweite äußere Tür in den Gang, der durch die allgemeine Bevölkerung zu den Käfigen führte. Es war fast zwei Jahre her, dass Carter außerhalb des H-Flügels gewesen war – H für »Höllenschloß«, H für »Hau mir deinen Stock noch mal auf meinen schwarzen Arsch«, H für »Hey, Mama, bald werde ich Jesus sehen« –, und obwohl er den Kopf gesenkt hielt, ließ er den Blick verstohlen hin und her wandern, und sei es nur, damit seine Augen einmal etwas Neues zu sehen bekämen. Aber das alles war immer noch Terrell, ein Labyrinth aus Beton und Stahl und schweren Türen, und die Luft war erfüllt vom dumpfen, sauren Geruch der Männer.

Im Besuchsraum meldeten sie sich beim diensthabenden Wärter und betraten dann einen leeren Käfig. Die Luft drinnen war



deutlich wärmer und roch so stark nach Scheuermittel, dass Carter die Augen tränten. Pincher schloss die Handschellen auf, und während Dennis die Spitze seines Schlagstocks an die weiche Stelle unter Carters Kiefer drückte, ketteten sie seine Hände vorn wieder zusammen und die Füße ebenfalls. Überall an der Wand hingen Schilder, auf denen stand, was Carter tun durfte und was nicht; er hatte keine Lust, sich die Mühe zu machen, eins davon zu lesen oder auch nur anzuschauen. Sie schoben ihn zum Stuhl und gaben ihm den Telefonhörer. Carter konnte ihn nur ans Ohr halten, wenn er die Knie halb bis an die Brust hob – wieder knackte es in seinen Kniegelenken – und die Kette straff wie einen Reißverschluss über den Oberkörper spannte.

»Letztes Mal brauchte ich keine Ketten zu tragen«, stellte er fest.

Pincher kläffte ein gehässiges Lachen hervor. »Tut mir leid – haben wir vergessen, dich nett zu fragen, ob es okay ist? Leck mich am Arsch, Carter. Du hast zehn Minuten.«

Sie gingen, und Carter wartete darauf, dass die Tür auf der anderen Seite sich öffnete, damit er sehen konnte, wer ihn nach all der Zeit besuchte.

Special Agent Brad Wolgast hasste Texas. Er hasste alles hier.

Er hasste das Wetter, das eben noch heiß wie im Backofen und im nächsten Augenblick eiskalt war, während die feuchte Luft sich anfühlte, als hätte man ein nasses Handtuch auf dem Kopf. Er hasste die Landschaft, angefangen bei den Bäumen, die krakeelig und erbärmlich aussahen, die Äste so knorrig wie aus einem Kinderbuch von Dr. Seuss, bis hin zu diesem flachen, windigen Nichts. Er hasste die Reklametafeln und die Schnellstraßen und die gesichtslosen Vororte und die texanische Flagge, die über allem wehte, immer so groß wie ein Zirkuszelt. Er hasste die riesigen Pick-ups, mit denen alle herumfahren, auch wenn der Liter Benzin drei Dollar kostete und die Welt sich langsam zu Tode dünstete wie eine Packung Erbsen in der Mikrowelle. Er hasste die Stiefel

und die Gürtelschnallen und die Art, wie sie hier redeten, als säßen sie von morgens bis abends lassoschwingend im Sattel, statt Zähne zu reinigen und Versicherungen zu verkaufen und ihre Bücher zu führen wie die Leute überall auf der Welt.

Und vor allem hasste er es, weil seine Eltern ihn gezwungen hatten, hier zu leben, damals auf der Junior High. Wolgast war vierundvierzig – immer noch ganz gut in Form, aber ein paar Wehwechen und schütteres Haar waren nicht mehr zu verbergen. Die sechste Klasse lag lange zurück und war letztlich Schnee von gestern, aber trotzdem: Als er jetzt mit Doyle den Highway 59 hinauffuhr, die Hauptverbindung zwischen Houston und Dallas, und das frühlingshafte Texas sich ringsumher erstreckte, fühlte die Wunde sich wieder ganz frisch an. Texas, das kotelett-förmige Elend von der Größe eines Staates: Gerade noch hatte er als wunschlos glücklicher Junge in Oregon auf dem Pier in der Mündung des Coos River geangelt und endlose, unbeschwerte Stunden lang mit seinen Freunden in den Wäldern hinter ihrem Haus gespielt, und im nächsten Augenblick steckte er im Großstadtsumpf von Houston, wohnte in einem beschissenen Ranchhaus ohne eine Spur von Schatten und wanderte bei achtunddreißig Grad in die Schule, in einer Hitze, die sich anfühlte, als fiele ihm ein riesiger Schuh auf den Kopf. Am Ende der Welt, dachte er damals. Da war er. Houston, Texas war das Ende der Welt. An seinem ersten Tag in der sechsten Klasse hatte der Lehrer ihn aufstehen und den Treueeid auf Texas, schwören lassen, als hätte er sich darum beworben, in einem ganz anderen Land zu leben. Drei elende Jahre. Nie war er so froh gewesen, von irgendwo fortzugehen, trotz der Art und Weise, wie es dazu gekommen war. Sein Vater war Maschinenbauingenieur; seine Eltern hatten sich kennengelernt, als sein Vater ein Jahr nach dem College einen Job als Mathelehrer in der Reservation in Grande Ronde angenommen hatte, wo seine Mutter als Schwesternhelferin arbeitete. Sie war zur Hälfte Chinook-Indianerin – der Familienname mütterlicherseits war Po-Bear. Nach Texas waren seine Eltern des Geldes

wegen gegangen, aber beim Ölcrash 86 verlor sein Vater seinen Job. Sie versuchten, das Haus zu verkaufen, doch das ging nicht, und am Ende hatte sein Vater die Schlüssel einfach bei der Bank abgeliefert. Sie zogen nach Michigan, dann nach Ohio, dann nach Upstate New York, immer auf der Suche nach irgendwelchen Handwerkerjobs, doch sein Vater kam danach nie wieder richtig auf die Beine. Als er zwei Monate vor Wolgasts Highschool-Abschluss an Leberkrebs gestorben war – für Wolgast war es die dritte Highschool in ebenso vielen Jahren –, war es leicht, alles irgendwie auf Texas zu schieben. Seine Mutter war kurz danach wieder nach Oregon zurückgegangen, aber jetzt war sie auch nicht mehr da. Niemand war mehr da.

Den ersten Mann, Babcock, hatte Wolgast in Nevada abgeholt. Die anderen kamen aus Arizona und Louisiana, aus Kentucky und Wyoming und Florida, aus Indiana und Delaware. Viel mehr hatte Wolgast für diese Gegenden auch nicht übrig. Aber alles war besser als Texas.

Wolgast und Doyle waren am Abend zuvor von Denver nach Houston geflogen. Sie hatten im Radisson am Flughafen übernachtet; er hatte überlegt, ob er einen kurzen Abstecher in die Stadt machen und vielleicht sein altes Haus aufsuchen sollte, aber dann hatte er sich gefragt, weshalb zum Teufel er so etwas tun sollte. Am Morgen hatten sie einen Leihwagen genommen, einen Chrysler Victory, der so neu war, dass er roch wie die Druckfarbe an einem Dollarschein, und waren nach Norden gefahren. Es war ein klarer Tag, und der hohe Himmel war kornblumenblau. Wolgast saß am Steuer, und Doyle nippte an seinem Caffè Latte und las eine Akte. Ein Berg Papier lag auf seinem Schoß.

»Darf ich Ihnen Anthony Carter vorstellen?« Doyle hielt das Foto hoch. »Proband Nummer zwölf.«

Wolgast wollte nicht hinschauen. Er wusste schon, was er sehen würde: noch so ein schlaffes Gesicht, noch ein Paar Augen, die kaum jemals lesen gelernt hatten, noch eine Seele, die zu lange in sich selbst hineingestarrt hatte. Diese Männer waren schwarz oder

weiß, dick oder dünn, alt oder jung, aber die Augen waren immer gleich: leer wie ein Abfluss, in dem die ganze Welt verschwinden konnte. Es war leicht, abstraktes Mitgefühl für sie zu empfinden, doch es blieb abstrakt.

»Wollen Sie nicht wissen, was er getan hat?«

Wolgast zuckte die Achseln. Er hatte es nicht eilig damit.

Doyle schlürfte seinen Latte und las vor. »Anthony Lloyd Carter. Afroamerikaner, ein Meter sechzig, hundertzwanzig Pfund.« Doyle blickte auf und zuckte die Achseln. »Das erklärt den Spitznamen. Raten Sie mal.«

Wolgast war jetzt schon müde. »Keine Ahnung. Little Anthony?«

»Da merkt man Ihr Alter, Boss. Er heißt T-Tone. T wie *tiny*. Der Winzling. Nehme ich an, aber man weiß ja nie. Mutter verstorben, kein Dad weit und breit vom ersten Tag an, Unterbringung in diversen Pflegefamilien auf Kosten des Countys. Schlechter Start in jeder Hinsicht. Vorstrafenregister, aber hauptsächlich Kleinkram: Bettelei, Erregung öffentlichen Ärgernisses, solche Sachen. Also – die eigentliche Story ist die: Unser Mann Anthony mäht jede Woche den Rasen bei einer Lady. Sie heißt Rachel Woods, wohnhaft in River Oaks, zwei kleine Töchter, der Ehemann irgendein großer Anwalt. Wohltätigkeitsbälle, Benefizveranstaltungen, Country Clubs. Anthony Carter ist ihr *Projekt*. Fängt an, ihren Rasen zu mähen, als sie ihn eines Tages unter einer Hochstraße stehen sieht, mit einem Schild: ›Habe Hunger, bitte um kleine Spende.‹ Etwas in der Richtung. Jedenfalls – sie nimmt ihn mit nach Hause, macht ihm ein Sandwich, telefoniert ein bisschen herum und findet eine Bleibe für ihn, irgendeine Wohngruppe, für die sie Spenden sammelt. Dann ruft sie all ihre Freunde in River Oaks an und sagt: ›Lasst uns diesem Mann helfen. Habt ihr irgendetwas für ihn zu tun?‹ Sie wird plötzlich zur Pfadfinderin und trommelt ihre Truppe zusammen. Und der Kerl fängt überall an, Rasen zu mähen, Hecken zu schneiden, wissen Sie, all das Zeug, das bei diesen großen Häusern getan werden muss. Das geht ungefähr zwei

Jahre so. Alles läuft bestens, bis unser Mann Anthony eines Tages aufkreuzt, um den Rasen zu mähen, und eins der kleinen Mädchen ist nicht in der Schule, sondern zu Hause, weil es krank ist. Es ist fünf. Mom hängt am Telefon oder macht irgendwas anderes, und die Kleine geht raus in den Garten und sieht Anthony. Sie weiß, wer er ist, sie hat ihn schon oft gesehen, doch diesmal geht irgendetwas schief. Er macht ihr Angst. Hier steht irgendetwas darüber, dass er sie vielleicht angefasst hat, aber der psychiatrische Gutachter hat seine Zweifel. Jedenfalls fängt das Mädchen an zu schreien. Mom kommt aus dem Haus gerannt, sie schreit auch, alle schreien, und plötzlich ist es wie ein Schreiwettbewerb, eine gottverdammte Kreisch-Olympiade. Gerade war er noch der nette Mann, der immer pünktlich kommt, um den Rasen zu mähen, und plötzlich ist er bloß noch ein schwarzer Penner, der sich an das Kind ranmacht. Und schon ist Schluss mit der Mutter-Teresa-Scheiße. Man wird handgreiflich. Es kommt zu einer Rangelei. Irgendwie fällt Mom in den Pool, oder sie wird reingeschubst. Anthony springt hinterher, vielleicht um ihr zu helfen, aber sie schreit ihn immer noch an und wehrt sich. Jetzt sind alle nass und schreien und schlagen um sich.« Doyle sah ihn mit hochgezogenen Brauen an. »Wissen Sie, wie es endet?«

»Er ertränkt sie.«

»Bingo. An Ort und Stelle, vor den Augen des kleinen Mädchens. Eine Nachbarin hat alles gehört und ruft die Polizei, und als die eintrifft, sitzt er immer noch am Rand des Swimmingpools, und die Lady liegt drin.« Er schüttelte den Kopf. »Kein schönes Bild.«

Manchmal beunruhigte es Wolgast, wie viel Energie Doyle in diese Geschichten steckte. »Kann es ein Unfall gewesen sein?«

»Das Opfer war zufällig früher im Schwimmteam der Southern Methodist University. Schwamm immer noch jeden Morgen fünfzig Runden. Aus dieser Kleinigkeit hat der Staatsanwalt eine Menge Kapital geschlagen. Daraus und aus der Tatsache, dass Carter praktisch zugab, sie umgebracht zu haben.«

»Was hat er gesagt, als er festgenommen wurde?«

Doyle zuckte die Achseln. »Er habe nur gewollt, dass sie aufhörte zu schreien. Und dann bat er um ein Glas Eistee.«

Wolgast schüttelte den Kopf. Die Geschichten waren immer schlimm, aber was ihm an die Nieren ging, waren die kleinen Details. Ein Glas Eistee. Gütiger Himmel. »Wie alt ist er, sagten Sie?«

Doyle blätterte zwei Seiten zurück. »Habe ich nicht gesagt. Zweiunddreißig. Achtundzwanzig bei der Festnahme. Und jetzt kommt's. Überhaupt keine Verwandten. Der Letzte, der ihn in Polunsky besucht hat, war der Ehemann des Opfers, vor etwas mehr als zwei Jahren. Carters Anwalt ist nicht mehr in Texas. Er zog fort, als der Revisionsantrag abgelehnt worden war. Carter wurde jemand anders im Harris County Police Department zugewiesen, aber die haben nicht mal die Akte aufgeklappt. Mit einem Wort: Keiner schert sich drum. Anthony Carter bekommt am zweiten Juni die Giftspritze wegen vorsätzlichen Mordes, und kein Mensch auf Erden interessiert sich dafür. Der Kerl ist jetzt schon ein Geist.«

Die Fahrt nach Livingston dauerte anderthalb Stunden. Die letzten dreißig Minuten von Huntsville nach Osten fuhren sie auf einer schmalen Landstraße durch schattige Kiefernwälder und offenes, mit Lupinen übersätes Präriegelände. Es war gerade erst Mittag. Mit etwas Glück, dachte Wolgast, könnten sie bis zum Abendessen mit allem fertig sein. Dann hätten sie noch genug Zeit, um nach Houston zurückzufahren, den Leihwagen abzugeben und einen Flug nach Colorado zu erwischen. Es war besser, wenn diese Trips schnell erledigt waren. Wenn der Mann herumdruckste und die Sache in die Länge zog – obwohl jeder am Ende bislang noch auf den Deal eingegangen war –, fing Wolgast an, bei der ganzen Geschichte ein mulmiges Gefühl in der Magengrube zu bekommen. Er musste dann immer an ein Stück denken, dass er auf der Highschool gelesen hatte, *Der Teufel und Daniel Webster*, und daran, dass er, Wolgast, bei diesem Deal der Teufel war. Für Doyle war es anders; zunächst mal war er jünger, noch keine

dreißig, ein rotwangiger Farmboy aus Indiana, der mit Vergnügen den Robin für Wolgasts Batman spielte und ihn »Chief« und »Boss« nannte und einen so unverfälschten Hang zum altmodischen Midwest-Patriotismus besaß, dass Wolgast tatsächlich einmal gesehen hatte, wie er bei der Nationalhymne zu Beginn eines Rockies-Spiels in Tränen ausgebrochen war – bei einer Fernsehübertragung. Wolgast hatte nicht gewusst, dass es Kerle wie Phil Doyle heutzutage immer noch gab. Der Junge war zweifelsohne clever und hatte eine glänzende Zukunft vor sich. Er hatte an der Purdue University studiert und den Zulassungsantrag zum Jura-studium bereits eingereicht, war dann aber zum FBI gegangen, unmittelbar nach dem Massaker in der Mall of America: dreihundert unschuldige Menschen beim Weihnachtsshopping von iranischen Dschihadisten niedergeschossen, der ganze Horror von Überwachungskameras aufgezeichnet und auf CNN in grausigen Details wiederholt – an diesem Tag war anscheinend das halbe Land bereit gewesen, etwas zu unterschreiben, irgendetwas.

Nach der Ausbildung in Quantico war Doyle ins Büro Denver zur Terrorismusbekämpfung versetzt worden, und als die Army zwei Außenagenten gesucht hatte, war er der Erste gewesen, der sich gemeldet hatte. Wolgast konnte es sich nicht genau erklären. Auf dem Papier sah das Projekt NOAH aus wie eine Sackgasse, und genau aus diesem Grund hatte er selbst sich für den Einsatz gemeldet. Vor Kurzem war seine Scheidung ausgesprochen worden – seine Ehe mit Lila war weniger mit einem Schlag zu Ende gegangen als vielmehr langsam aufgelöst worden, weshalb er überrascht gewesen war, wie traurig ihn das faktische Urteil noch machte –, und ein paar Monate herumzureisen schien genau das Richtige zu sein, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Bei der Scheidung hatte er eine kleine Abfindung erhalten – seinen Anteil am Wert ihres Hauses in Cherry Creek und an Lilas Altersvorsorge von der Klinik –, und er hatte tatsächlich daran gedacht, beim FBI auszuschneiden, nach Oregon zurückzugehen und mit dem Geld ein kleines Geschäft aufzumachen, Werkzeug vielleicht

oder Sportartikel, obwohl er von beidem eigentlich nichts verstand. Die Leute, die das FBI verließen, landeten immer bei irgendeiner Security-Firma, aber Wolgast fand den Gedanken an einen kleinen Laden, schlicht und sauber, mit Baseballhandschuhen oder Sägen im Regal, mit Dingen, deren Zweck man sofort erkennen konnte, wenn man sie anschaute, viel ansprechender. Und diese Noah-Sache hatte ausgesehen wie ein Spaziergang – nicht die schlechteste Art, das letzte Jahr beim FBI zu verbringen, wenn es wirklich dazu kommen sollte.

Natürlich hatte sich bald gezeigt, dass es doch mehr war als Babysitten und Papierkram – sehr viel mehr. Und er fragte sich, ob Doyle das irgendwie gewusst hatte.

In Polunsky mussten sie sich ausweisen und ihre Waffen abgeben, und dann gingen sie zum Büro des Direktors. Polunsky war ein düsterer Laden, aber das waren sie alle. Während sie warteten, suchte Wolgast auf seinem BlackBerry nach Abendflügen ab Houston. Einer ging um zwanzig Uhr dreißig; wenn sie sich beeilten, konnten sie den noch erreichen. Doyle saß stumm da und blätterte in einer *Sports Illustrated*, als säße er im Wartezimmer beim Zahnarzt. Es war kurz nach eins, als die Sekretärin sie hereinkommen ließ.

Der Direktor war ein Schwarzer, ungefähr fünfzig Jahre alt und mit grau meliertem Haar. Die Weste seines Anzugs spannte sich über die Brust eines Gewichthebers. Er stand nicht auf und reichte ihnen auch nicht die Hand, als sie hereinkamen. Wolgast gab ihm die Unterlagen, damit er sie durchsah.

Als er sie gelesen hatte, blickte er auf. »Das ist verdammt noch mal das Verrückteste, was ich je gesehen habe. Was zum Teufel wollen Sie mit Anthony Carter?«

»Das darf ich Ihnen leider nicht sagen. Wir sind nur hier, um den Transfer zu übernehmen.«

»Verstehe.« Der Direktor schob die Unterlagen zur Seite und verschränkte die Hände auf dem Schreibtisch. »Und wenn ich nein sage?«



»Dann würde ich Ihnen eine Nummer geben, die Sie anrufen können, und der Mann am anderen Ende der Leitung würde Ihnen erklären, dass es um die nationale Sicherheit geht.«

»Eine Nummer.«

»Jawohl.«

Der Direktor seufzte gereizt, drehte sich mit seinem Sessel um und deutete durch das breite Fenster hinter ihm. »Gentlemen, wissen Sie, was das da draußen ist?«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

Er drehte sich wieder zu ihnen um. Er schien nicht wütend zu sein, dachte Wolgast. Er war nur ein Mann, der es gewohnt war, seinen Kopf durchzusetzen. »Das ist Texas. Zweihundertsiebenundsechzigtausend Quadratmeilen Texas, um genau zu sein. Und als ich das letzte Mal nachgesehen habe, war Texas mein Arbeitgeber. Nicht jemand in Washington oder in Langley, oder wer immer sonst am anderen Ende dieser verdammten Nummer sitzen mag. Anthony Carter ist ein Häftling in meiner Anstalt, und die Bürger dieses Staates haben mich damit beauftragt, das Urteil an ihm zu vollstrecken. Und nur ein Telefonanruf von meiner Gouverneurin wird verhindern, dass ich genau das tue.«

Verdammtes Texas, dachte Wolgast. Das würde den ganzen Tag dauern. »Das lässt sich arrangieren, Sir.«

Der Mann hielt ihm die Papiere entgegen. »Gut. Dann arrangieren Sie es.«

Sie holten ihre Waffen am Besuchereingang ab und gingen zum Wagen zurück. Wolgast rief in Denver an und ließ sich über eine verschlüsselte Leitung mit Colonel Sykes verbinden. Dann erklärte er ihm, was passiert war. Sykes war verärgert, aber er versprach, das Nötige zu veranlassen. Dauert höchstens einen Tag, sagte er. Bleiben Sie da und warten Sie auf den Anruf, und dann lassen Sie sich von Anthony Carter die Papiere unterschreiben.

»Nur damit Sie es wissen: Vielleicht müssen Sie mit einer Protokolländerung rechnen«, sagte Sykes noch.

»Was soll sich ändern?«

Sykes zögerte. »Ich lasse es Sie wissen. Besorgen Sie einfach Carters Unterschrift.«

Sie fuhren zurück nach Huntsville und gingen in ein Motel. Dass der Gefängnisdirektor mauerte, war nichts Neues; so etwas war schon öfter vorgekommen. Es war eine ärgerliche Verzögerung, aber mehr auch nicht. In ein paar Tagen, höchstens in einer Woche, wäre Carter im System, und jeder Hinweis darauf, dass er jemals existiert hatte, wäre vom Angesicht der Erde getilgt. Sogar der Direktor würde schwören, dass er noch nie von dem Kerl gehört habe. Natürlich würde sich jemand mit dem Ehemann des Opfers unterhalten müssen, mit dem Anwalt aus River Oaks, der seine beiden kleinen Töchter jetzt allein großziehen musste. Aber das war nicht Wolgasts Aufgabe. Man würde einen Totenschein brauchen und wahrscheinlich etwas über einen Herzinfarkt und eine schnelle Einäscherung faseln und darüber, wie die Gerechtigkeit am Ende gesiegt habe. Letztlich war es auch egal; der Auftrag würde erledigt werden.

Um fünf hatten sie noch nichts gehört. Sie wechselten die Anzüge gegen Jeans und spazierten die Straße hinauf, um ein Lokal zum Essen zu finden. Sie entschieden sich für ein Steak-Restaurant in einem Gewerbegebiet zwischen einem Costco und einem Best Buy. Es gehörte zu einer Kette, und das war gut: Sie wollten so wenig wie möglich auffallen. Die Verzögerung machte Wolgast nervös, doch Doyle schien sich nicht daran zu stören. Ein gutes Essen und ein bisschen freie Zeit in einer fremden Stadt auf Kosten der Bundesregierung – worüber wollte er sich beklagen? Doyle zersägte ein gewaltiges Porterhouse, dick wie eine Schiffsplanke, während Wolgast in einer Portion Spareribs herumstocherte. Als sie bezahlt hatten – mit Bargeld von einem Bündel neuer Scheine, das Wolgast in der Tasche hatte –, setzten sie sich an die Bar.

»Glauben Sie, er unterschreibt?«, fragte Doyle.

Wolgast klimperte mit dem Eis in seinem Scotchglas. »Sie unterschreiben immer.«

»Sie haben ja auch kaum eine Wahl.« Doyle schaute

stirnrunzelnd in sein Glas. »Die Spritze – oder das, was hinter Tür Nummer zwei ist. Aber trotzdem.«

Wolgast wusste, was Doyle dachte: Was immer hinter Tür Nummer zwei wartete, es konnte nichts Gutes sein. Weshalb sonst suchten sie Todeskandidaten, Männer, die nichts mehr zu verlieren hatten?

»Trotzdem.« Er nickte.

Im Fernseher über der Bar lief ein Basketballspiel, Rockets gegen Golden State, und eine Zeitlang schauten sie schweigend zu. Das Spiel hatte gerade erst begonnen, und beide Mannschaften machten einen trägen Eindruck. Sie bewegten den Ball hin und her, ohne viel damit anzufangen.

»Haben Sie was von Lila gehört?«, fragte Doyle.

»Ehrlich gesagt, ja.« Wolgast machte eine Pause. »Sie heiratet.«

Doyle machte große Augen. »Diesen Kerl? Den Arzt?«

Wolgast nickte.

»Das ging aber schnell. Wieso haben Sie nichts gesagt? Mein Gott, hat sie Sie etwa zur Hochzeit eingeladen?«

»Das nicht gerade. Sie hat mir eine E-Mail geschickt. Meinte, ich sollte es wissen.«

»Was haben Sie darauf geantwortet?«

Wolgast zuckte die Achseln. »Nichts.«

»Sie haben nichts gesagt?«

Es kam noch dicker, aber Wolgast wollte nicht darüber reden. *Lieber Brad*, hatte Lila geschrieben, *ich dachte, du solltest wissen, dass David und ich ein Kind bekommen. Wir heiraten nächste Woche. Ich hoffe, du kannst dich für uns freuen.* Zehn Minuten lang hatte er am Computer gesessen und die Mail auf dem Bildschirm angestarrt.

»Da gab es nichts zu sagen. Wir sind geschieden. Sie kann tun, was sie will.« Er trank seinen Scotch aus und schälte noch ein paar Scheine von seinem Bündel, um zu zahlen. »Kommen Sie mit?«

Doyle ließ den Blick durch das Lokal wandern. Als sie sich an die Bar gesetzt hatten, war es fast leer gewesen. Aber inzwischen waren ein paar Leute gekommen, unter anderem eine Gruppe

von jungen Frauen, die hohe Tische zusammengeschoben hatten, Margaritas aus Karaffen tranken und sich lautstark unterhielten. In der Nähe war ein College – Sam Houston State –, und Wolgast nahm an, dass es Studentinnen waren. Oder sie arbeiteten irgendwo zusammen. Und wenn die ganze Welt zum Teufel ging – Happy Hour war Happy Hour, und in Huntsville, Texas, drängten die hübschen Mädchen in die Bars. Sie trugen enge Shirts und tief sitzende Jeans mit modischen Rissen an den Knien und hatten sich zum Ausgehen geschminkt und frisiert. Eins der Mädels, ein bisschen füllig, saß mit dem Rücken zu ihnen, und ihr Hosenbund saß so tief, dass Wolgast die kleinen Herzchen auf ihrem Slip sehen konnte. Er wusste nicht, wollte er genauer hinschauen oder lieber eine Decke über sie werfen.

»Vielleicht bleibe ich noch ein Weilchen«, sagte Doyle und hob ihm sein Glas entgegen. »Seh mir das Spiel an.«

Wolgast nickte. Doyle war nicht verheiratet; er hatte nicht mal eine feste Freundin. Sie sollten ihren Umgang mit Fremden auf ein Minimum beschränken, aber er sah nicht, was es ihn anging, wie Doyle seinen Abend verbrachte. Er empfand leisen Neid, schob diesen Gedanken jedoch beiseite.

»Okay. Vergessen Sie nur nicht ...«

»Schon klar«, sagte Doyle. »Was steht auf den Schildern des National Forest Service? ›Nimm nur Erinnerungen mit und lass nur Fußspuren zurück.‹ Von diesem Augenblick an bin ich ein Handelsvertreter für Faseroptik aus Indianapolis.«

Hinter ihnen fingen die Mädels an, laut zu lachen. Wolgast hörte den Tequila in ihren Stimmen.

»Nette Stadt, Indianapolis«, sagte er. »Besser als die hier jedenfalls.«

»Ach, das würde ich nicht sagen.« Doyle grinste verschmitzt. »Ich glaube, mir wird's hier ganz gut gefallen.«

Wolgast verließ das Restaurant und ging den Highway hinauf. Sein Handy hatte er im Motel gelassen; er hatte befürchtet, sie könnten während des Essens einen Anruf bekommen und müssten

dann gehen, aber als er jetzt nachsah, war keine Nachricht da. Nach dem Lärm und dem Betrieb im Restaurant war die Stille im Zimmer beunruhigend, und fast wünschte er, er wäre doch bei Doyle geblieben. Doch er wusste, dass er zurzeit kein unterhaltsamer Gesprächspartner war. Er zog die Schuhe aus und legte sich angekleidet auf das Bett, um sich den Rest des Spiels anzusehen. Eigentlich interessierte es ihn nicht, aber es war etwas, worauf er seine Gedanken konzentrieren konnte. Schließlich, um kurz nach Mitternacht – kurz nach elf in Denver, ein bisschen zu spät, aber egal –, tat er, was er nicht hatte tun wollen, und wählte Lilas Nummer. Eine Männerstimme meldete sich.

»David? Brad hier.«

Einen Augenblick lang sagte David gar nichts. »Es ist spät, Brad. Was wollen Sie?«

»Ist Lila da?«

»Sie hatte einen langen Tag«, sagte David mit fester Stimme.

»Sie ist müde.«

*Ich weiß, dass sie müde ist, dachte Wolgast. Ich habe sechs Jahre in einem Bett mit ihr geschlafen.* »Geben Sie sie mir einfach, ja?«

David seufzte und legte den Hörer mit einem Knall hin. Wolgast hörte das Rascheln des Bettzeugs und dann Davids Stimme, als er zu Lila sagte: *Es ist Brad, Herrgott noch mal. Sag ihm, er soll nächstens zu einer anständigen Zeit anrufen.*

»Brad?«

»Entschuldige, dass ich so spät anrufe. Ich habe nicht auf die Uhr geschaut.«

»Das glaube ich dir nicht eine Sekunde. Was willst du?«

»Ich bin in Texas. In einem Motel. Ich kann dir nicht genau sagen, wo.«

»Texas.« Sie schwieg einen Moment. »Du kannst Texas nicht ausstehen. Ich glaube nicht, dass du mich anrufst, um mir zu erzählen, dass du in Texas bist. Oder?«

»Entschuldige. Ich hätte dich nicht wecken sollen. Ich glaube, David findet es gar nicht gut.«

Lila seufzte ins Telefon. »Oh, das ist schon in Ordnung. Wir sind ja immer noch Freunde, oder? David ist ein großer Junge. Er kommt damit zurecht.«

»Ich habe deine E-Mail bekommen.«

»Ja.« Er hörte sie atmen. »Habe ich mir irgendwie gedacht. Ich nehme an, deshalb rufst du an. Ich dachte mir schon, dass ich irgendwann von dir hören würde.«

»Hast du es getan? Geheiratet?«

»Ja. Letztes Wochenende, hier zu Hause. Nur mit ein paar Freunden. Meinen Eltern. Sie haben übrigens nach dir gefragt, wollten wissen, wie es dir geht. Sie haben dich immer wirklich gemocht. Du solltest sie anrufen, wenn du Lust hast. Ich glaube, mein Dad vermisst dich mehr als irgendjemand sonst.«

Er ließ die Bemerkung hingehen. Mehr als irgendjemand sonst? Mehr als du, Lila? Er wartete darauf, dass sie noch etwas sagte, aber das tat sie nicht, und ein Bild entstand vor seinem geistigen Auge und füllte das Schweigen aus, ein Bild, das eher eine Erinnerung war: Lila im Bett, in einem alten T-Shirt und den Socken, die sie immer trug, weil sie zu jeder Jahreszeit kalte Füße bekam, und mit einem Kissen zwischen den Knien, um die Wirbelsäule zu strecken, wegen des Babys. Ihr Baby. Eva.

»Ich wollte dir nur sagen, dass ich es tue.«

Lilas Stimme wurde leise. »Du tust was, Brad?«

»Ich ... ich freue mich für dich. Wie du es wolltest. Ich dachte mir, du solltest ... weißt du, diesmal deinen Job aufgeben. Nimm dir ein bisschen Zeit, pass besser auf dich auf. Weißt du, ich hab mich immer gefragt, ob ...«

»Das werde ich«, unterbrach Lila ihn. »Keine Sorge. Alles in Ordnung, alles normal.«

Normal. Normal, dachte er, war alles eben nicht. »Ich dachte nur ...«

»Bitte.« Sie holte tief Luft. »Du machst mich traurig. Ich muss morgen früh aufstehen.«

»Lila ...«

»Ich habe gesagt, ich muss jetzt Schluss machen.«

Er wusste, dass sie weinte. Sie gab keinen Laut von sich, der es ihm verriet, aber er wusste es. Sie dachten beide an Eva, und der Gedanke an Eva würde sie zum Weinen bringen. Darum waren sie nicht mehr zusammen und konnten es auch nicht sein. Wie viele Stunden seines Lebens hatte er sie im Arm gehalten, während sie weinte? Und das war der springende Punkt: Er hatte nie gewusst, was er sagen sollte, wenn Lila weinte. Erst später – zu spät – hatte er begriffen, dass er gar nichts sagen sollte.

»Verdammt, Brad. Ich will nicht darüber reden, nicht jetzt.«

»Es tut mir leid. Ich habe nur ... an sie gedacht.«

»Das weiß ich. Verdammt. *Verdammt*. Tu das nicht. *Tu es nicht*.«

Er hörte sie schluchzen, und dann kam Davids Stimme durch die Leitung. »Rufen Sie nicht wieder an, Brad. Das meine ich ernst. Haben Sie verstanden?«

»Lecken Sie mich am Arsch.«

»Wie Sie meinen. Aber belästigen Sie sie nicht mehr. Lassen Sie uns in Frieden.« Er legte auf.

Wolgast warf einen Blick auf sein Handy und schleuderte es dann durch das Zimmer. Es beschrieb einen schönen Bogen und drehte sich wie ein Frisbee, bevor es mit dem Knirschen von zerbrechendem Plastik an die Wand über dem Fernseher prallte. Sofort bereute er es. Aber als er sich hinkniete, um es aufzuheben, sah er, dass nur der Akkudeckel abgesprungen war, nichts weiter. Das Ding war völlig in Ordnung.

Wolgast war nur einmal auf dem NOAH-Gelände gewesen, im Sommer zuvor, um mit Colonel Sykes zusammenzutreffen. Es war eigentlich kein Bewerbungsgespräch gewesen. Man hatte ihm gleich zu verstehen gegeben, dass der Auftrag ihm gehörte, wenn er ihn haben wollte. Zwei Soldaten brachten ihn mit einem Van hin. Die Scheiben waren geschwärzt, aber Wolgast merkte, dass sie von Denver aus nach Westen fuhren, in die Berge. Die Fahrt

dauerte sechs Stunden, und am Ende war er tatsächlich eingeschlafen. Als er ausstieg, empfing ihn die helle Sonne eines Sommernachmittags. Er streckte sich und sah sich um. Aufgrund der Umgebung hätte er vermutet, dass er irgendwo in der Nähe von Ouray war, vielleicht aber auch weiter im Norden. Die Luft in seiner Lunge fühlte sich dünn und sauber an, und er spürte das erste Pochen von Höhenkopfschmerz unter der Schädeldecke.

Auf dem Parkplatz wurde er von einem Zivilisten empfangen, einem kompakten Mann in Jeans und einem Khakihemd mit aufgekremelten Ärmeln. Eine altmodische Pilotensonnenbrille saß auf seiner breiten, etwas knolligen Nase. Das war Richards.

»Die Fahrt war hoffentlich nicht zu übel«, sagte Richards, als sie sich die Hand schüttelten. Aus der Nähe sah Wolgast, dass seine Wangen von alten Aknenarben übersät waren. »Wir sind hier ziemlich hoch. Wenn Sie nicht daran gewöhnt sind, sollten Sie es langsam angehen.«

Richards begleitete Wolgast über den Parkplatz zu einem Gebäude, das er das »Chalet« nannte: ein riesiger, vornehmer, alter Kasten mit drei Stockwerken und dem freiliegenden Balkengerüst einer altmodischen Jagdhütte. Früher waren die Berge voll von solchen Häusern gewesen, wusste Wolgast – von wichtigen Überbleibseln einer Ära, in der es noch keine Timeshare-Apartments und modernen Ferienanlagen gegeben hatte. Vor dem Gebäude lag eine Rasenfläche, und dahinter, ungefähr hundert Meter weiter, stand eine Ansammlung von eher alltäglichen Bauten: Hohlblockbaracken, ein halbes Dutzend Militärzelte, ein flaches, gestrecktes Gebäude, das aussah wie ein Highway-Motel. Militärfahrzeuge, Humvees und kleinere Jeeps und Fünftonner, fuhren auf und ab, und mitten auf dem Rasen lag eine Gruppe von Männern, nackt bis zur Taille, mit breiten Schultern und Bürstenhaarschnitten in Liegestühlen in der Sonne.

Als sie das Chalet betraten, hatte Wolgast das verwirrende Gefühl, hinter eine Filmkulisse zu schauen: Das Haus schien bis auf das Fachwerkgerüst ausgekernt und die ursprüngliche Architektur



durch die neutralen Strukturen eines modernen Bürogebäudes ersetzt worden zu sein: graue Teppichböden, Einheitsbeleuchtung und abgehängte, mit Akustikplatten verkleidete Decken. Er fühlte sich an eine Zahnarztpraxis erinnert, oder an das Hochhaus neben der Autobahn, wo er einmal im Jahr seinen Steuerberater aufsuchte. Sie blieben an der Empfangstheke stehen. Richards forderte ihn auf, seinen BlackBerry und seine Waffe abzugeben, und er gab beides dem Wachhabenden, einem Jungen im Tarnanzug, der es registrierte. Es gab einen Aufzug, aber Richards ging daran vorbei und führte Wolgast durch einen schmalen Korridor zu einer schweren Stahltür, hinter der ein Treppenhaus lag. Sie gingen in den ersten Stock hinauf, und durch einen weiteren nichtssagenden Korridor kamen sie zu Sykes' Büro.

Sykes stand hinter seinem Schreibtisch auf, als sie eintraten: ein großer, ansehnlicher Mann in Uniform mit den diversen Streifen und kleinen farbigen Stücken auf der Brust, die Wolgast noch nie hatte deuten können. Das Büro war picobello; sämtliche Gegenstände bis hin zu den gerahmten Fotos auf dem Schreibtisch erweckten den Eindruck, als wären sie unter dem Gesichtspunkt maximaler Effizienz an ihren Platz gestellt worden. Mitten auf Colonel Sykes' Schreibtisch lag eine einzelne braune Akte, dick von zusammengefalteten Blättern. Wolgast war beinahe sicher, dass es seine Personalakte war – oder zumindest eine Kopie davon.

Sie gaben sich die Hand, und Sykes bot ihm einen Kaffee an. Wolgast nahm ihn an. Er war nicht schläfrig, aber er wusste, dass das Koffein gegen die Kopfschmerzen helfen würde.

»Entschuldigen Sie den Bullshit mit dem Van.« Sykes deutete auf einen Stuhl. »So arbeiten wir einfach.«

Ein Soldat brachte den Kaffee herein – eine Plastikkanne und zwei Porzellantassen auf einem Tablett. Richards blieb hinter Sykes' Schreibtisch stehen, vor dem breiten Fenster, das einen Ausblick auf das Waldland rings um das Gelände bot. Sykes erklärte Wolgast, was er von ihm wollte. Es war alles ganz unkompliziert, und inzwischen wusste Wolgast in groben Zügen, worum es ging:

Die Army brauchte zwischen zehn und zwanzig Todeskandidaten für die dritte Phase einer Versuchsreihe, bei der eine Medikamententherapie mit dem Codenamen Projekt NOAH getestet werden sollte. Für ihre Zustimmung würde man ihr Todesurteil in eine lebenslange Haftstrafe ohne Bewährung umwandeln. Wolgasts Aufgabe wäre es, die Unterschriften dieser Männer zu beschaffen, weiter nichts. Alles war juristisch abgesichert, weil das Projekt jedoch streng geheim war, würden all diese Männer offiziell für tot erklärt werden. Nachher würden sie den Rest ihres Lebens mit einer neuen Identität im Gewahrsam der Bundesjustiz in einem der besseren Gefängnisse des Landes verbringen. Die Auswahl der Männer würde aufgrund mehrerer Faktoren getroffen werden, aber sie alle würden zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren alt sein und keine lebenden Verwandten ersten Grades haben. Wolgast wäre Sykes unmittelbar unterstellt und würde mit niemandem sonst Kontakt haben, auch wenn er formal gesehen weiter zum FBI gehörte.

»Muss ich sie aussuchen?«, fragte Wolgast.

Sykes schüttelte den Kopf. »Das ist unsere Aufgabe. Sie bekommen Ihre Anweisungen von mir. Sie müssen lediglich die Zustimmung dieser Häftlinge erwirken. Wenn die Männer unterschrieben haben, übernimmt die Army die Sache. Die Betroffenen werden ins nächste Bundesgefängnis verlegt, und wir schaffen sie dann hierher.«

Wolgast überlegte kurz. »Colonel, ich muss Sie fragen ...«

»Was wir tun?« In diesem Augenblick war es, als gestattete er sich ein beinahe menschliches Lächeln.

Wolgast nickte. »Mir ist klar, dass ich nicht ins Detail gehen kann. Aber ich soll diese Leute immerhin dazu bringen, mir ihr ganzes Leben zu überschreiben. Da muss ich ihnen etwas sagen.«

Sykes wechselte einen Blick mit Richards, und der zuckte die Achseln und sagte: »Ich lasse Sie jetzt allein.« Er nickte Wolgast zu.

Als Richards gegangen war, lehnte Sykes sich in seinem Sessel zurück. »Ich bin kein Biochemiker, Wolgast. Sie werden sich mit

der Laienversion zufriedengeben müssen. Der Hintergrund ist folgender, soweit ich es Ihnen erzählen kann. Vor etwa zehn Jahren bekam CDC, das Zentrum für Seuchenkontrolle und Prävention, einen Anruf von einem Arzt in La Paz. Er hatte vier Patienten, alleamt Amerikaner, die an etwas erkrankt waren, das aussah wie das Hanta-Virus – hohes Fieber, Erbrechen, Muskel- und Kopfschmerzen, Hypoxämie. Alle vier hatten an einer Öko-Tour teilgenommen, die tief in den Dschungel hineingeführt hatte. Sie gaben an, zu einer vierzehnköpfigen Gruppe zu gehören; sie seien von den anderen getrennt worden und wochenlang im Urwald umhergeirrt. Es war reines Glück, dass sie auf einen abgelegenen Handelsposten gestoßen waren, der von ein paar Franziskanern geführt wurde, und die sorgten dafür, dass sie nach La Paz transportiert wurden. Hanta ist in der Tat etwas anderes als ein Schnupfen, aber besonders selten ist das Virus auch wieder nicht, und deshalb wäre das alles nicht mehr als ein Pünktchen auf dem Radar des CDC gewesen, gäbe es nicht noch etwas anderes. Alle vier waren unheilbare Krebspatienten. Die Reise war veranstaltet von einer Organisation namens ›Der Letzte Wunsch‹. Sie haben davon gehört?«

Wolgast nickte. »Ich dachte, die lassen die Leute nur Fallschirm springen und solche Sachen.«

»Das dachte ich auch. Aber anscheinend ist es nicht so. Von den vieren hatte einer einen inoperablen Hirntumor, zwei hatten eine akute lymphozytische Leukämie, und eine hatte Eierstockkrebs. Und jeder Einzelne wurde gesund. Nicht nur, was die Hanta-Infektion angeht, oder was immer es war. Auch der Krebs war weg. Spurlos.«

Wolgast kam nicht mit. »Das verstehe ich nicht.«

Sykes nahm einen Schluck Kaffee. »Tja, das CDC auch nicht. Aber irgendetwas war passiert – irgendeine Interaktion zwischen ihrem Immunsystem und etwas anderem, das höchstwahrscheinlich viraler Natur war und dem sie im Dschungel ausgesetzt gewesen waren. Vielleicht etwas, das sie gegessen hatten? Oder das Wasser, das sie getrunken hatten? Niemand konnte es erklären.

Und sie konnten nicht mal genau sagen, wo sie gewesen waren.« Er beugte sich über seinen Schreibtisch nach vorn. »Wissen Sie, was die Thymusdrüse ist?«

Wolgast schüttelte den Kopf.

Sykes zeigte auf seine Brust, dicht über dem Brustbein. »Ein kleines Ding, zwischen Brustbein und Luftröhre, ungefähr so groß wie eine Eichel. Bei den meisten Menschen ist es komplett atrophiert, wenn sie in die Pubertät kommen; manche merken ihr ganzes Leben nicht, dass sie eine Thymusdrüse haben. Es sei denn, sie ist krank. Niemand weiß wirklich, wozu sie gut ist. Zumindest wusste man es nicht, bis man diese vier Patienten untersucht hatte. Die Thymusdrüse hatte sich bei ihnen irgendwie wieder eingeschaltet. Und nicht nur das: Sie war sogar auf das Dreifache ihrer üblichen Größe gewachsen. Es sah aus wie eine bösartige Geschwulst, aber das war es nicht. Außerdem hatte das Immunsystem dieser Leute in den Overdrive geschaltet. Die Zellregeneration war enorm beschleunigt. Und es gab noch andere positive Veränderungen. Wohlgemerkt, es handelte sich um Krebspatienten, allesamt über fünfzig. Und es war, als wären sie wieder Teenager. Riech-, Hör- und Sehvermögen, die Spannkraft der Haut, das Lungenvolumen, Körperkraft und Ausdauer, selbst die Sexualfunktion. Einer der Männer bekam sogar wieder dichtes Haar.«

»Und das hat ein Virus bewirkt?«

Sykes nickte. »Wie gesagt, das ist die Laienversion. Aber ich habe da unten Leute, die glauben, genau das ist passiert. Und manche von denen haben ein Diplom auf Gebieten, die ich nicht mal buchstabieren kann. Sie reden mit mir wie mit einem Kind, und dazu haben sie guten Grund.«

»Was ist aus ihnen geworden? Aus den vier Patienten?«

Sykes lehnte sich zurück, und sein Gesicht verfinsterte sich ein wenig. »Tja, das ist nun leider nicht der schönste Teil der Geschichte. Sie sind alle tot. Der letzte hat achtundsechzig Tage überlebt. Zerebrales Aneurysma, Herzinfarkt, Schlaganfall. In ihrem Körper brannte irgendwie eine Sicherung durch.«

»Und was war mit den anderen, die an der Tour teilgenommen hatten?«

»Das weiß niemand. Spurlos verschwunden, übrigens auch der Reiseveranstalter, der sich als ziemlich zwielichtige Figur erwies. Höchstwahrscheinlich hat er in Wirklichkeit als Rauschgiftkurier gearbeitet und diese Touren als Tarnung benutzt.« Sykes nahm noch einen Schluck Kaffee. »Wahrscheinlich habe ich schon zu viel gesagt. Aber ich glaube, Sie werden verstehen, warum die Sache so wichtig ist. Es geht nicht darum, eine Krankheit zu heilen. Wir reden hier davon, *alles* zu heilen. Wie lange würde der Mensch leben, wenn es keinen Krebs gäbe, keine Herz-Kreislauf-Erkrankungen, keinen Diabetes, keine Alzheimer? Und wir haben jetzt einen Punkt erreicht, an dem menschliche Versuchsobjekte nötig, ja unerlässlich sind. Kein schöner Ausdruck, aber eigentlich gibt es keinen anderen. Und an dieser Stelle kommen Sie ins Spiel. Ich brauche Sie, damit Sie mir diese Männer beschaffen.«

»Warum nicht die Marshalls? Fällt das nicht eher in deren Gebiet?«

Sykes schüttelte abschätzig den Kopf. »Das sind doch bessere Justizbeamte, wenn Sie mir den Ausdruck verzeihen wollen. Wenn ich ein Sofa hätte, das die Treppe heraufgetragen werden muss, wären sie die Ersten, die ich rufen würde. Aber hierfür? Nein.«

Sykes schlug die Akte auf seinem Schreibtisch auf und fing an zu lesen. »Bradford Joseph Wolgast, geboren in Ashland, Oregon, am 29. September 1974. 1996 Bachelor in Strafrecht, State University Buffalo, Bestnoten. Einen Anwerbungsversuch des FBI lehnt er ab, akzeptiert ein Graduiertenstipendium für Stony Brook zur Promotion in Politikwissenschaft, bricht aber nach zwei Jahren ab und tritt doch noch in den Dienst des FBI. Nach der Ausbildung in Quantico stationiert in ...« Er zog die Brauen hoch und schaute Wolgast an. »In Dayton?«

Wolgast zuckte die Achseln. »War nicht besonders aufregend.«

»Na ja, wir müssen alle unsere Zeit ableisten. Zwei Jahre in

der Provinz, ein bisschen dies, ein bisschen jenes, überwiegend Pipifax, aber durchgehend gute Beurteilungen. Nach 9/11 beantragt er Versetzung zur Terrorismusbekämpfung, achtzehn Monate Langley, dann im September 2004 dem Außenbüro Denver zugewiesen, zuständig für die Koordination mit dem Finanzministerium bei der Verfolgung von Geldern, die von russischen Staatsangehörigen durch amerikanische Banken geschleust wurden – mit anderen Worten, von der Russenmafia, aber so nennen wir sie nicht. Was die private Seite angeht: keine Parteizugehörigkeit, keine Mitgliedschaften, nicht mal ein Zeitungsabonnement. Eltern verstorben. Ein paar Dates, aber keine feste Freundin. 2006 Eheschließung mit Lila Kyle, Unfallchirurgin. Scheidung vier Jahre später.« Er klappte die Akte zu und sah Wolgast an. »Um ganz offen zu sein, Agent, wir brauchen jemanden, der einen gewissen Schliff hat. Gutes Verhandlungsgeschick, nicht nur im Umgang mit den Gefangenen, sondern auch mit der Gefängnisverwaltung. Jemanden, der sich unauffällig bewegen kann und nicht groß auffällt. Was wir hier tun, ist völlig legal – verdammt, vielleicht ist es das bedeutendste medizinische Forschungsprojekt in der Geschichte der Menschheit. Aber man könnte es leicht missverstehen. Ich erzähle Ihnen das alles, weil ich glaube, es wird Ihnen helfen zu verstehen, was hier auf dem Spiel steht, wie hoch der Einsatz ist.«

Wolgast vermutete, dass Sykes ihm vielleicht zehn Prozent der ganzen Geschichte erzählt hatte – überzeugende zehn Prozent. »Ist es ungefährlich?«

Sykes zuckte die Achseln. »Was ist schon ungefährlich? Ich werde Sie nicht belügen. Es gibt Risiken. Wir tun allerdings, was wir können, um sie zu minimieren. An einem schlechten Versuchsausgang kann niemand hier interessiert sein. Und ich erinnere Sie daran, dass es sich um Todeskandidaten handelt. Nicht die sympathischsten Männer, die Sie jemals kennenlernen werden. Viel anderes bleibt ihnen ohnehin nicht übrig. Wir geben ihnen die Chance, am Leben zu bleiben und vielleicht zugleich einen bedeutsamen Beitrag für die

medizinische Wissenschaft zu leisten. Das ist kein schlechter Deal, ganz und gar nicht. Alle Beteiligten stehen auf der Seite der Engel.«

Wolgast nahm sich noch einen letzten Augenblick Zeit zum Nachdenken. Das alles war ein bisschen schwer zu verdauen. »Ich glaube, ich begreife immer noch nicht, was das Militär dabei zu suchen hat.«

Sykes' Haltung wurde steif, er schien beinahe beleidigt zu sein. »Das begreifen Sie nicht? Denken Sie nach, Agent. Angenommen, ein Soldat auf dem Boden in Khorramabad oder in Grosny wird von einem Granatsplitter erwischt. Sagen wir, eine Straßenbombe, ein Klumpen C4 in einem Bleirohr voller Schrauben. Vielleicht auch ein russisches Geschütz vom Schwarzmarkt. Glauben Sie mir, ich habe aus erster Hand gesehen, was die Dinger anrichten. Wir müssen ihn rausbringen, und vielleicht verblutet er unterwegs, aber wenn er Glück hat, schafft er es bis ins Lazarett, wo ein Chirurg, zwei Sanitäter und drei Krankenschwestern ihn zusammenflicken, so gut sie können, bevor er nach Deutschland oder Saudi-Arabien ausgeflogen wird. Es ist schmerzhaft, es ist schrecklich, es ist ein verfluchtes Pech für ihn, und wahrscheinlich ist er raus aus dem Krieg. Er ist nicht mehr einsetzbar, ein Totalverlust. Das ganze Geld, das wir für seine Ausbildung ausgegeben haben, können wir abschreiben. Und es wird noch übler. Er kommt deprimiert nach Hause, wütend, vielleicht hat er ein Bein verloren, einen Arm oder was Schlimmeres, und er hat über nichts und niemanden mehr etwas Gutes zu sagen. Er hockt in der Bar an der Ecke und erzählt seinen Kumpels: Mein Bein ist weg, ich pisse für den Rest meines Lebens in einen Beutel – und wofür?« Sykes lehnte sich zurück und ließ seine Story wirken. »Wir sind seit fünfzehn Jahren im Krieg, Agent. Wie es aussieht, werden wir es noch einmal fünfzehn Jahre sein, wenn wir *Glück* haben. Ich mache Ihnen nichts vor. Die größte Herausforderung, vor der das Militär steht und immer gestanden hat, besteht darin, immer genug Soldaten im Feld zu haben. Nehmen wir also an, derselbe GI kriegt dasselbe Schrapnell ab, aber innerhalb eines halben Tages ist seine Verletzung geheilt, und er ist

wieder bei seiner Einheit und kämpft für Gott und sein Vaterland. Glauben Sie, an so etwas wäre das Militär nicht interessiert?«

Wolgast war zerknirscht. »Ich verstehe, was Sie meinen.«

»Gut, denn das sollten Sie auch.« Sykes' Miene hellte sich wieder etwas auf. Der Vortrag war zu Ende. »Vielleicht wird also das Militär für die Rechnung aufkommen. Gut so, sage ich, denn offen gestanden – wenn Sie wüssten, was wir bisher ausgegeben haben, würden Ihnen die Augen aus dem Kopf fallen. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich würde gern noch meine Urururenkel kennenlernen. Verflucht, ich würde gern an meinem hundertsten Geburtstag einen Golfball über dreihundert Meter schlagen und dann nach Hause gehen und es meiner Frau so oft besorgen, dass sie eine Woche lang komisch geht. Wer möchte das nicht?« Sykes sah Wolgast forschend an. »Die Seite der Engel, Agent. Nicht mehr und nicht weniger. Sind wir uns einig?«

Sie schüttelten einander die Hand, und Sykes ging mit ihm zur Tür. Draußen wartete Richards, um ihn zum Van zurückzubringen. »Eine letzte Frage noch«, sagte Wolgast. »Wieso NOAH? Was bedeutet die Abkürzung?«

Sykes sah kurz zu Richards hinüber. Wolgast spürte, wie sich das Machtverhältnis verschob. Sykes mochte formal gesehen das Kommando haben, doch in gewisser Weise, da war Wolgast sich sicher, war er Richards unterstellt. Wahrscheinlich war Richards der Verbindungsmann zwischen dem Militär und denen, die in Wirklichkeit die Fäden in der Hand hatten: USAMRIID, das Heimatschutzministerium, vielleicht die National Security Agency.

Sykes wandte sich wieder Wolgast zu. »Es ist keine Abkürzung. Sagen wir's mal so. Schon mal die Bibel gelesen?«

»Ein bisschen.« Wolgast schaute zwischen den beiden hin und her. »Als Kind. Meine Mutter war Methodistin.«

Sykes gestattete sich ein zweites, letztes Lächeln. »Schlagen Sie sie noch mal auf. Die Geschichte von Noah und der Arche. Lesen Sie nach, wie lange er gelebt hat. Mehr sage ich nicht.«

Zu Hause in Denver tat Wolgast an diesem Abend, was Sykes



gesagt hatte. Er besaß keine Bibel und hatte wahrscheinlich schon seit seiner Hochzeit keine mehr gesehen. Aber er fand eine Konkordanz im Internet.

*Noahs ganzes Alter ward neunhundertfünfzig Jahre, und er starb.*

In diesem Augenblick begriff er, welches Puzzlestück fehlte und was Sykes nicht erwähnt hatte. Natürlich musste es in seiner Akte stehen. Und es war der Grund, weshalb sie unter allen FBI-Agenten, die sie hätten nehmen können, ausgerechnet ihn herausgepickt hatten.

Sie hatten ihn wegen Eva genommen. Weil er hatte zusehen müssen, wie seine Tochter starb.

Am Morgen weckte ihn das Zirpen seines BlackBerrys. Er hatte geträumt, und im Traum war es Lila, die ihn zurückrief, um ihm zu sagen, dass das Baby geboren war – nicht Davids Baby, sondern das, das von ihm war. Einen Augenblick lang war Wolgast glücklich, aber dann wusste er wieder, wo er war – Huntsville, das Motel –, und seine Hand fand das Telefon auf dem Nachttisch und drückte auf die Rufannahmetaste, ohne dass er einen Blick auf das Display warf, um zu sehen, wer da anrief.

»Alles okay«, sagte Sykes. »Die Sache ist geregelt. Besorgen Sie nur Carters Unterschrift. Und packen Sie Ihre Sachen noch nicht. Vielleicht müssen Sie noch eine Besorgung für uns erledigen.«

Er warf einen Blick auf die Uhr: 06:58. Doyle war unter der Dusche. Wolgast hörte das Ächzen des Wasserhahns beim Zudrehen, und dann rauschte ein Föhn los. Nebelhaft erinnerte er sich, dass er gehört hatte, wie Doyle aus der Bar zurückkam – ein kurzer Schwall von Straßenlärm durch die offene Tür, eine gemurmelte Entschuldigung. Er hatte auf die Uhr geschaut und gesehen, dass es kurz nach zwei war.

Doyle kam aus dem Badezimmer; er hatte ein Badetuch um die Taille gewickelt. Die Luft um ihn herum war feucht vom Dampf. »Gut, Sie sind wach.« Seine Augen glänzten, und seine Haut war

rot von der heißen Dusche. Wie der Kerl es schaffte, die halbe Nacht zu saufen und dann immer noch auszusehen, als wäre er bereit zu einem Marathon, war für Wolgast unbegreiflich.

Wolgast räusperte sich. »Wie läuft das Faseroptikgeschäft?«

Doyle setzte sich auf das andere Bett und fuhr sich mit der Hand durch das feuchte Haar. »Sie wären überrascht, wie interessant diese Branche ist. Die Leute unterschätzen das Faseroptikgeschäft, glaube ich.«

»Lassen Sie mich raten. Die mit der Hose?«

Doyle grinste und wackelte komisch mit den Augenbrauen. »Sie hatten alle Hosen an, Boss.« Er legte den Kopf schräg. »Was ist denn mit Ihnen passiert? Sie sehen aus, als hätte man Sie aus einem Autowrack gezogen.«

Wolgast schaute an sich herunter und stellte fest, dass er in seinen Kleidern geschlafen hatte. Das wurde allmählich zur Gewohnheit; seit der E-Mail von Lila hatte er die meisten Nächte auf dem Sofa in seinem Apartment verbracht und ferngesehen, bis er eingeschlafen war, als käme es ihm nicht mehr zu, ins Bett zu gehen wie ein normaler Mensch.

»Achten Sie nicht drauf«, sagte er. »Muss ein langweiliges Spiel gewesen sein.« Er stand auf und streckte sich. »Eine Nachricht von Sykes. Bringen wir's hinter uns.«

Sie frühstückten in einem Denny's und fuhren wieder zurück nach Polunsky. Der Direktor erwartete sie in seinem Büro. Lag es nur an seiner Stimmung heute Morgen, dachte Wolgast, oder sah der Mann aus, als hätte er auch nicht gut geschlafen?

»Sie brauchen gar nicht erst Platz zu nehmen«, sagte der Direktor und reichte ihnen einen Umschlag.

Wolgast warf einen Blick auf den Inhalt. Es war mehr oder weniger das, was er erwartet hatte: ein Strafumwandlungsbeschluss vom Büro der Gouverneurin und eine gerichtliche Verfügung, die Carter als Bundesgefangenen in ihren Gewahrsam überstellte. Vorausgesetzt, Carter unterschrieb, könnten sie ihn noch vor dem Abendessen in die Bundeshaftanstalt nach El Reno transferieren.

Von dort würde er nacheinander in drei weitere Bundesgefängnisse verlegt werden, und seine Spur würde sich immer weiter verflüchtigen. Irgendwann in zwei oder drei Wochen, höchstens in einem Monat, würde ein schwarzer Van auf das Gelände fahren, und ein Mann, der dann nur noch als Nummer 12 bekannt wäre, würde aussteigen und in die Sonne von Colorado blinzeln.

Die letzten Dokumente in dem Umschlag waren Carters Totenschein und ein Obduktionsbericht, beide auf den 23. März datiert. Am Morgen des 23., heute in drei Tagen also, würde Anthony Lloyd Carter in seiner Zelle an einem zerebralen Aneurysma versterben.

Wolgast schob alles wieder in den Umschlag und steckte ihn in die Tasche. Ein eisiges Gefühl schlängelte sich durch seinen Bauch. Wie einfach es war, einen Menschen verschwinden zu lassen – einfach so. »Danke, Sir. Wir wissen Ihre Kooperation zu schätzen.«

Der Direktor sah sie beide nacheinander an und biss die Zähne zusammen. »Ich habe außerdem die Anweisung zu sagen, dass ich noch nie von Ihnen beiden gehört habe.«

Wolgast lächelte, so gut er konnte. »Haben Sie damit ein Problem?«

»Ich nehme an, wenn ich eins hätte, gäbe es über kurz oder lang so einen Obduktionsbericht mit *meinem* Namen darauf. Ich habe *Kinder*, Agent.« Er griff zum Telefon und wählte eine Nummer. »Zwei Wärter sollen Anthony Carter zu den Käfigen bringen und dann in mein Büro kommen.« Er legte auf und sah Wolgast an. »Wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich Sie bitten, draußen zu warten. Wenn ich Sie noch länger sehen muss, wird es mir ziemlich schwerfallen, das alles zu vergessen. Guten Tag, Gentlemen.«

Zehn Minuten später erschienen zwei Wärter im Vorzimmer. Der Ältere sah aus wie ein gütiger, übergewichtiger Weihnachtsmann in einer Shopping Mall, aber der zweite Wärter, der nicht älter als zwanzig sein konnte, hatte einen böartigen Zug im Gesicht, der Wolgast nicht gefiel. Es gab immer einen Wärter, dem sein Job aus den falschen Gründen Spaß machte, und dieser hier war so einer.

»Sie wollen zu Carter?«

Wolgast nickte und zeigte seinen Ausweis. »Ganz recht. Special Agents Wolgast und Doyle.«

»Mir egal, wer Sie sind«, sagte der Dicke. »Der Direktor sagt, ich soll Sie hinbringen, also werde ich das tun.«

Die Wärter führten Wolgast und Doyle in den Besucherraum. Carter saß auf der anderen Seite der Glasscheibe. Der Telefonhörer klemmte zwischen seinem Ohr und seiner Schulter. Er war schwächling, wie Doyle gesagt hatte, und der Häftlingsoverall hing locker an seinem Körper wie die Kleidung an einer Ken-Puppe. Es gab viele Möglichkeiten, auszusehen wie ein Verdammter. Das allein war für Wolgast nichts Neues. Carters Miene zeigte jedoch weder Angst noch Wut, sondern schlichte Resignation, als hätte die Welt sein ganzes Leben hindurch langsam und unerbittlich an ihm genagt.

Wolgast deutete auf die Ketten. »Nehmen Sie ihm die bitte ab.«

Der ältere Wärter schüttelte den Kopf. »Das ist hier Vorschrift.«

»Mir egal, was es ist. Nehmen Sie sie ab.« Wolgast nahm den Hörer von der Gabel an der Wand. »Anthony Carter? Ich bin Special Agent Wolgast. Das ist Special Agent Doyle. Wir sind vom FBI. Diese Männer werden jetzt zu Ihnen herumkommen und Ihnen die Ketten abnehmen. Ich habe sie darum gebeten. Sie werden doch mit ihnen kooperieren, oder?«

Carter nickte knapp. Seine Stimme am Telefon war leise. »Ja, Sir.«

»Kann ich sonst noch etwas tun, damit Sie es bequemer haben?«

Carter sah ihn verwundert an. Wie lange war es her, dass ihm jemand eine solche Frage gestellt hatte?

»Ist schon okay«, sagte er.

Wolgast drehte sich zu den Wärtern um. »Und? Wie sieht's aus? Rede ich hier mit mir selbst, oder muss ich den Direktor anrufen?«

Die beiden schauten einander an und überlegten, was sie tun sollten. Dann ging der namens Dennis hinaus und erschien gleich

darauf auf der anderen Seite der Glasscheibe. Wolgast beobachtete ihn und ließ ihn nicht aus den Augen, während er Carter die Ketten abnahm.

»War's das?«, fragte der dicke Wärter.

»Das war's. Jetzt lassen Sie uns allein. Wir sagen dem Wachhabenden Bescheid, wenn wir fertig sind.«

»Wie Sie wollen.« Der Mann ging hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Es gab nur einen Stuhl im Raum, einen Klappstuhl aus Metall, der aussah, als stammte er aus einer Highschool-Aula. Wolgast nahm ihn und setzte sich mitten vor die Scheibe. Doyle blieb hinter ihm stehen. Das Reden war Wolgasts Aufgabe. Er griff wieder zum Hörer.

»Besser?«

Carter zögerte und musterte ihn. Dann nickte er. »Ja, Sir. Danke. Pincher macht sie immer zu stramm.«

Der Kneifer. Wolgast registrierte es bei sich. »Hungrig? Haben Sie Frühstück bekommen?«

»Pfannkuchen.« Carter zuckte die Achseln. »Aber das war vor fünf Stunden.«

Wolgast drehte sich zu Doyle um und zog die Brauen hoch. Doyle nickte und ging hinaus. Ein paar Minuten lang wartete Wolgast nur. Trotz eines großen Rauchverbotschildes an der Wand war die Kante der Theke vor ihm narbig und zerfurcht von braunen Brandspuren.

»Sie sagen, Sie sind vom FBI?«

»Ja, Anthony.«

Die Andeutung eines Lächelns huschte über Carters Gesicht. »Wie in der Fernsehsendung?«

Wolgast wusste nicht, wovon Carter redete, aber das war okay; so hätte Carter Gelegenheit, es ihm zu erklären.

»Welche Sendung meinen Sie, Anthony?«

»Die mit der Frau. Mit den Aliens.«

Wolgast musste kurz nachdenken, dann fiel es ihm ein.

Natürlich: *Akte X*. Die lief doch schon seit – na, seit zwanzig Jahren nicht mehr. Carter hatte sie wahrscheinlich als Kind gesehen, in den Wiederholungen. Wolgast konnte sich kaum noch daran erinnern, höchstens an die Grundidee: Entführungen durch Aliens und irgendeine Verschwörung, die alles vertuschen sollte. Das war Carters Vorstellung vom FBI.

»Ja, die hat mir auch gefallen. Kommen Sie hier drin gut zu recht?«

Carter spreizte die Schultern. »Sind Sie hergekommen, um mich das zu fragen?«

»Sie sind clever, Anthony. Nein, das ist nicht der Grund.«

»Was ist es dann?«

Wolgast beugte sich näher an die Scheibe, suchte Carters Blick und hielt ihn fest. »Ich weiß Bescheid über diese Anstalt, Anthony. Über Terrell. Ich weiß, was hier vorgeht. Ich will nur dafür sorgen, dass man Sie anständig behandelt.«

Carter beäugte ihn skeptisch. »Ganz erträglich, denke ich.«

»Sind die Wärter in Ordnung?«

»Pincher zieht die Handschellen stramm, aber meistens ist er okay.« Carter hob die knochigen Schultern. »Dennis ist kein Freund von mir. 'n paar andere auch nicht.«

Die Tür hinter Carter öffnete sich, und Doyle kam mit einem gelben Tablett aus der Kantine herein. Er stellte es vor Carter auf die Theke: ein Cheeseburger mit Fritten, fettglänzend auf einer Lage Wachspapier in einer kleinen Plastischale. Daneben stand eine Schokomilch.

»Na los, Anthony.« Wolgast deutete auf das Tablett. »Wir können reden, wenn Sie fertig sind.«

Carter legte den Hörer auf die Theke und hob den Cheeseburger zum Mund. Drei Bissen, und das Ding war halb verschwunden. Carter wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und machte sich über die Fritten her. Wolgast sah zu. Carter war völlig konzentriert. Es war, als sähe man einem Hund beim Fressen zu, dachte Wolgast.

Doyle war auf seine Seite der Scheibe zurückgekommen. »Verdammt«, sagte er leise. »Der Typ hatte wirklich Hunger.«

»Hatten sie da unten auch was zum Nachttisch?«

»Ein paar vertrocknete Törtchen. Und Éclairs, die aussahen wie Hundescheiße.«

Wolgast dachte kurz nach. »Wenn ich's mir recht überlege – streichen Sie den Nachttisch. Besorgen Sie ihm ein Glas Eistee. Machen Sie's hübsch, wenn es geht. Motzen Sie es ein bisschen auf.«

Doyle runzelte die Stirn. »Er hat doch die Schokomilch. Ich weiß nicht mal, ob sie da unten überhaupt Eistee haben. Das ist wie in einer Scheune da.«

»Wir sind in Texas, Phil.« Wolgast unterdrückte die Ungeduld in seiner eigenen Stimme. »Glauben Sie mir, die haben Eistee. Besorgen Sie ihn einfach.«

Doyle zuckte die Achseln und ging wieder hinaus. Als Carter seine Mahlzeit beendet hatte, leckte er sich das Salz von jedem einzelnen Finger ab und tat einen tiefen Seufzer. Er griff zum Hörer, und Wolgast tat es auch.

»Wie geht's, Anthony? Besser?«

Wolgast hörte Carters wässrig schweren Atem durch den Hörer. Seine Augen glänzten. All die Kalorien, all die Proteinmoleküle und komplexen Kohlenhydrate trafen seinen Organismus wie ein Hammer. Es war, als hätte Wolgast ihm einen großen Whiskey spendiert.

»Ja, Sir. Danke.«

»Ein Mann muss etwas Ordentliches essen. Von Pfannkuchen allein kann man nicht leben.«

Einen Moment lang war es still. Carter leckte sich langsam die Lippen. Als er wieder sprach, flüsterte er fast. »Was wollen Sie von mir?«

»Es ist umgekehrt, Anthony.« Wolgast nickte. »Ich bin hier, um zu erfahren, was *ich* für *Sie* tun kann.«

Carter senkte den Blick und betrachtete die fettigen Überbleibsel seiner Mahlzeit. »Er hat Sie geschickt, nicht?«

»Wer, Anthony?«

»Der Mann der Frau.« Bei der Erinnerung runzelte er die Stirn.  
»Mr Wood. Er war schon mal hier. Hat mir erzählt, er hat zu Jesus gefunden.«

Wolgast erinnerte sich, was Doyle ihm im Wagen erzählt hatte. Es war zwei Jahre her, und Carter ging es immer noch im Kopf herum.

»Nein, er hat mich nicht geschickt, Anthony. Ich gebe Ihnen mein Wort.«

»Ich habe ihm gesagt, es tut mir leid«, sagte Carter beharrlich, und seine Stimme klang brüchig. »Ich hab's allen gesagt. Ich sag's nicht mehr.«

»Niemand verlangt es von Ihnen, Anthony. Ich weiß, dass es Ihnen leidtut. Deshalb habe ich den weiten Weg gemacht, um Sie zu besuchen.«

»Welchen weiten Weg?«

»Einen weiten Weg, Anthony.« Wolgast nickte langsam. »Einen sehr, sehr weiten Weg.«

Er schwieg und schaute Carter forschend ins Gesicht. Der Mann hatte etwas an sich, das anders war als bei den anderen. Wolgast spürte, dass der richtige Augenblick gekommen war. Es war, als ob sich eine Tür öffnete.

»Anthony, was würden Sie davon halten, wenn ich Ihnen sagte, ich kann Sie hier herausholen?«

Carter musterte ihn skeptisch durch die Trennscheibe. »Wie meinen Sie das?«

»Wie ich es sage. Sofort. Noch heute. Sie könnten Terrell verlassen und brauchten nie mehr zurückzukommen.«

Carters Augen ertranken in Verwirrung. Der Gedanke war zu viel und kam zu schnell. »Ich würde sagen, jetzt weiß ich, dass Sie mich verarschen.«

»Es ist aber nicht gelogen, Anthony. Deshalb haben wir den weiten Weg hierhergemacht. Vielleicht wissen Sie es nicht, aber Sie sind ein besonderer Mensch, Anthony. Man könnte sagen, Sie sind einzigartig.«



»Sie reden davon, dass ich hier weggehen soll?« Carter runzelte erbittert die Stirn. »Das kann nicht sein. Hab keine Berufung gekriegt. Hat mir der Anwalt geschrieben.«

»Keine Berufung, Anthony. Was Besseres. Sie kommen einfach raus hier. Wie klingt das?«

»Es *klings* super.« Carter lehnte sich zurück und lachte trotzig. »Es *klings* zu gut, um wahr zu sein. Das hier ist *Terrell*.«

Wolgast sah immer wieder mit Staunen, wie sehr das Akzeptieren einer Strafumwandlung den fünf Phasen der Trauer ähnelte. Im Moment war Carter in der Phase des Verleugnens. Die Vorstellung war einfach zu viel für ihn.

»Ich weiß, wo Sie sind. Ich kenne diesen Ort. Es ist der Todestrakt, Anthony. Aber das ist nicht der Ort, an den Sie gehören. Deshalb bin ich hier. Nicht für irgendjemanden. Nicht für diese anderen Männer. Ihretwegen, Anthony.«

Carters Haltung entspannte sich. »Ich bin nichts Besonderes. Das weiß ich.«

»Sind Sie doch. Vielleicht wissen Sie es nicht, aber Sie sind es. Sehen Sie, ich möchte, dass Sie mir einen Gefallen tun. Dieser Deal ist keine Einbahnstraße. Ich kann Sie hier herausholen, aber dafür müssen Sie etwas für mich tun.«

»Einen Gefallen, sagen Sie.«

»Die Leute, für die ich arbeite, Anthony, haben gesehen, was hier drin mit Ihnen passiert. Sie wissen, was im Juni passieren wird, und sie halten es nicht für richtig. Sie halten es nicht für richtig, wie man Sie behandelt hat – dass Ihr Anwalt Sie hier einfach im Stich gelassen hat. Sie wollen etwas dagegen unternehmen und haben einen Job, für den sie Sie stattdessen brauchen.«

Carter zog verständnislos die Stirn kraus. »Rasenmähen, meinen Sie? Wie bei der Lady?«

Herrje, dachte Wolgast. Der Mann hatte allen Ernstes geglaubt, er solle Rasen mähen. »Nein, Anthony. Das nicht. Etwas viel Wichtigeres.« Wolgast senkte die Stimme. »Sehen Sie, das ist der springende Punkt. Was ich von Ihnen will, ist so wichtig,

dass ich es Ihnen nicht verraten kann. Denn ich weiß es selbst nicht mal.«

»Woher wissen Sie, dass es so wichtig ist, wenn Sie nicht wissen, was es ist?«

»Sie sind ein gescheiter Mann, Anthony, und Sie haben mit dieser Frage absolut recht. Aber Sie werden mir vertrauen müssen. Ich kann Sie hier herausholen, auf der Stelle. Sie müssen nur sagen, dass Sie es wollen.«

Dies war der Augenblick, da Wolgast den Umschlag des Direktors aus der Tasche zog und öffnete. In diesem Moment fühlte er sich immer wie ein Zauberer, der seinen Zylinder hob und ein Kaninchen präsentierte. Mit der freien Hand drückte er das Dokument an die Scheibe, damit Carter es sehen konnte.

»Wissen Sie, was das ist? Das ist eine Strafumwandlung, unterzeichnet von der Gouverneurin des Staates Texas, Jenna Bush. Mit Datum von heute, ganz unten. Wissen Sie, was das ist, eine Strafumwandlung?«

Carter spähte mit schmalen Augen auf das Blatt. »Ich krieg keine Spritze?«

»Ganz recht, Anthony. Nicht im Juni, überhaupt nicht.«

Wolgast ließ das Blatt in seiner Jackentasche verschwinden. Jetzt war es ein Köder, etwas Begehrenswertes. Er steckte es zu dem anderen Dokument, das Carter würde unterschreiben müssen – das er unterschreiben *würde*, wenn das ganze Hin und Her vorbei wäre, dessen war Wolgast sich sicher. Jenes Dokument, mit dem Anthony Lloyd Carter, Strafgefangener 999642 des Staates Texas, einhundert Prozent seiner irdischen Person dem Projekt NOAH übereignete. Wenn dieses zweite Stück Papier das Tageslicht sähe, käme alles nur darauf an, dass es nicht gelesen wurde.

Carter nickte langsam. »Die hab ich immer gemocht. Schon als sie First Lady war.«

Wolgast ließ den Irrtum unkommentiert. »Sie ist nur eine von denen, für die ich arbeite, Anthony. Es gibt noch andere. Sie würden vielleicht ein paar der Namen kennen, die ich Ihnen nennen

könnte, aber das darf ich nicht. Man hat mich gebeten, Sie zu besuchen und Ihnen zu sagen, wie sehr Sie gebraucht werden.«

»Sie wollen mich also hier rausholen? Aber Sie können mir nicht sagen, worum es geht?«

»So sieht's praktisch aus, Anthony. Sagen Sie nein, und ich bin weg. Sagen Sie ja, und Sie können Terrell noch heute Abend verlassen. So einfach ist das.«

Die Tür hinter Carter öffnete sich wieder. Doyle kam mit dem Tee herein. Er hatte getan, was Wolgast ihm aufgetragen hatte: Er balancierte das Glas auf einer Untertasse mit einem langen Löffel und einer Zitronenspalte und ein paar Päckchen Zucker. Das alles stellte er vor Carter hin. Carter sah das Glas an, und sein Gesicht erschlaffte. Wolgast ging ein Licht auf. Anthony Carter war nicht schuldig, zumindest nicht so, wie das Gericht es dargestellt hatte. Bei den anderen war von Anfang an klar gewesen, womit er es zu tun hatte: Die Story war die Story. Aber nicht hier. Etwas war an jenem Tag im Garten passiert, und die Frau war gestorben. Aber das war noch nicht alles, längst noch nicht. Er sah Carter an und spürte, wie sein Geist in einen dunklen Raum eindrang, in einen Raum ohne Fenster und mit einer verschlossenen Tür. Hier, das wusste er, würde er Anthony Carter finden – in der Dunkelheit würde er ihn finden –, und dann würde Carter ihm den Schlüssel zeigen, der die Tür aufschließen konnte.

Carter blickte starr auf die Scheibe. »Ich will bloß ...«, fing er an.

Wolgast wartete darauf, dass er den Satz zu Ende brachte, aber er tat es nicht. »Was wollen Sie, Anthony? Sagen Sie's mir.«

Carter hob seine freie Hand, legte sie seitlich an die Scheibe und strich mit den Fingern daran herunter. Das Glas war kühl und ein bisschen beschlagen; Carter nahm die Hand weg und rieb einen Wassertropfen zwischen Daumen und Fingern, und sein Blick war völlig auf diese Bewegung gerichtet. Seine Konzentration war so intensiv, dass Wolgast spüren konnte, wie der Mann sein ganzes Denken dafür öffnete und sie aufnahm. Es war, als wäre das Gefühl

des kühlen Wassers an seinen Fingerspitzen der Schlüssel zu jedem Geheimnis seines Lebens. Er schaute auf und sah Wolgast an.

»Ich brauche Zeit ... um das zu kapieren«, sagte er leise. »Was mit der Lady passiert ist.«

*Noahs ganzes Alter ward neunhundertfünfzig Jahre ...*

»Die Zeit kann ich Ihnen geben, Anthony«, sagte Wolgast. »Alle Zeit der Welt. Unendlich viel«

Noch ein Augenblick verstrich. Dann nickte Carter.

»Was muss ich tun?«

Wolgast und Doyle erreichten den George-Bush-Intercontinental-Airport kurz nach sieben. Der Verkehr war mörderisch, aber sie hatten immer noch neunzig Minuten Zeit. Sie lieferten den Leihwagen ab und fuhren mit dem Shuttle zum Inlands-Terminal. Mit Hilfe ihrer Ausweise umgingen sie die Sicherheitskontrolle und schlängelten sich durch das Gedränge zum Gate am hinteren Ende des Terminals.

Doyle verzog sich, um etwas zu essen aufzutreiben; Wolgast hatte keinen Hunger, obwohl er wusste, dass er seine Entscheidung später bedauern würde, erst recht, wenn der Flug sich verspätete. Er warf einen Blick auf seinen BlackBerry. Immer noch nichts von Sykes. Das war gut. Er wollte jetzt nur noch raus aus Texas. Am Gate warteten nur wenige andere Passagiere: zwei Familien, ein paar Studenten mit Blu-ray- oder iPod-Stöpseln in den Ohren, eine Handvoll Männer in Anzügen, die telefonierten oder auf Laptops tippten. Wolgast schaute auf die Uhr: fünf vor halb acht. Inzwischen würde Anthony Carter hinten in einem Van sitzen und auf dem Weg nach El Reno sein, und er hinterließ nichts als einen Wirbel von geschredderten Dokumenten und die verblasende Erinnerung daran, dass er überhaupt jemals existiert hatte. Wenn der Tag zu Ende wäre, würde sogar seine Bundespersonennummer gelöscht sein; dann wäre der Mann namens Anthony Carter nur noch ein Gerücht, nicht mehr als eine verplätschernde Welle auf der Oberfläche der Welt.

Wolgast lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und merkte plötzlich, wie erschöpft er war. Es überkam ihn immer so – als öffnete sich unversehens eine geballte Faust. Nach diesen Reisen war er körperlich und emotional ausgehöhlt, und er empfand leise Gewissensbisse, die er stets nur mit etwas Mühe unterdrücken konnte. Er war einfach zu verdammt gut in dem, was er tat; er verstand es zu gut, die eine Geste, das eine richtige Wort zu finden. Er verstand diese Männer instinktiv, er konnte in ihnen lesen wie in einem offenen Buch. Ein Mann brauchte nur lange genug in einer Betonschachtel zu sitzen und über seinen eigenen Tod nachzudenken, und er kochte zu milchigem Staub ein, wie das Wasser in einem Teekessel, der vergessen auf dem Herd gestanden hat. Um ihn zu verstehen, brauchte man nur noch herauszufinden, woraus dieser Staub bestand – was von ihm übrig war, wenn der Rest seines Lebens, vergangen und zukünftig, verdunstet war. Meistens war es etwas Einfaches: Zorn, Trauer, Scham oder schlicht das Bedürfnis nach Vergebung. Ein paar wenige wollten überhaupt nichts; geblieben war von ihnen nichts als eine dumpfe, animalische Wut auf die Welt und all ihre Systeme. Anthony war anders; Wolgast hatte eine Weile gebraucht, um darauf zu kommen. Anthony war wie ein menschliches Fragezeichen, der lebende und atmende Ausdruck reiner Ratlosigkeit. Er wusste wirklich nicht, *warum* er in Terrell war. Nicht dass er das Urteil nicht verstanden hatte; das war klar, und er hatte es akzeptiert, wie es fast alle taten, weil sie mussten. Um das zu wissen, brauchte man nur die letzten Worte von Todeskandidaten zu lesen. »Sagt allen, dass ich sie liebe. Es tut mir leid. Okay, Leute, bringen wir's hinter uns.« Immer ging es in diese Richtung, und es überlief einen kalt, wenn man die Worte las, wie Wolgast es seitenweise getan hatte. Aber bei Anthony Carter fehlte immer noch ein Puzzlesteinchen. Das war Wolgast klar geworden, als er gesehen hatte, wie der Mann die Trennscheibe berührt hatte – und sogar schon vorher, als er nach Rachel Woods Ehemann gefragt und, ohne es auszusprechen, gesagt hatte, es tue ihm leid. Ob Carter sich nicht daran erinnerte, was an jenem Tag

im Garten der Woods passiert war, oder ob es ihm nicht gelang, aus seinen Handlungen den Mann zusammenzufügen, für den er sich selbst hielt – Wolgast wusste es nicht. So oder so, Anthony Carter musste dieses Stückchen seiner selbst finden, bevor er starb.

Von seinem Platz aus konnte Wolgast durch die hohen Fenster des Terminals auf die Rollbahn sehen. Die Sonne ging unter, und ihre letzten Strahlen blinkten hell auf den Rümpfen der geparkten Flugzeuge. Der Heimflug war jedes Mal eine Wohltat. Ein paar Stunden in der Luft, hinter dem Sonnenuntergang her, und er war wieder er selbst. Er trank nichts, las und schlief auch nie, sondern saß einfach nur ganz still da, atmete die abgestandene Luft des Flugzeugs und schaute starr aus dem Fenster, während die Erde unter ihm in der Dunkelheit verschwand. Einmal, auf dem Rückflug von Tallahassee, war das Flugzeug um eine Gewitterfront herumgeflogen, die so groß war, dass sie aussah wie ein fliegendes Gebirge, und das wabernde Innere war von Blitzen erleuchtet gewesen wie eine Weihnachtskrippe. Eine Nacht im September: Sie waren irgendwo über Oklahoma, vermutete er, oder Kansas, jedenfalls über einer flachen, leeren Landschaft. Vielleicht war es auch weiter im Westen. In der Kabine war es dunkel. Fast alle im Flugzeug schliefen, auch Doyle, der neben ihm saß und sich ein Kissen unter die stoppelbärtige Wange geklemmt hatte. Volle zwanzig Minuten lang flog das Flugzeug am Rand des Gewitters entlang, ohne auch nur einmal zu bocken. In seinem ganzen Leben hatte Wolgast noch nie solch ein gigantisches Naturschauspiel gesehen, noch nie die immense Gewalt der Natur so direkt vor Augen geführt bekommen. Die Luft im Innern des Gewitters war ein Tumult aus purer atmosphärischer Hochspannung, und doch saß er hier, von Stille umhüllt, jagte dahin mit nichts als dreißigtausend Fuß Luft unter sich und beobachtete das alles, als wäre es ein Film auf einer Leinwand, ein Stummfilm. Er wartete darauf, dass die näselnde Stimme des Piloten knisternd aus den Lautsprechern kam und etwas über das Wetter sagte, damit die anderen Passagiere die Show ebenfalls

genießen könnten, aber das geschah nicht, und als sie mit vierzig Minuten Verspätung in Denver gelandet waren, hatte Wolgast es auch nicht erwähnt, nicht einmal Doyle gegenüber.

Jetzt dachte er, dass er gern Lila anrufen und ihr davon erzählen würde. Das Bedürfnis war so stark, so klar in seinem Kopf, dass es einen Augenblick dauerte, bis er begriff, wie verrückt es war, und dass es nur die Zeitmaschine war, die da redete. Die Zeitmaschine: Diese Bezeichnung hatte die Psychologin dafür gehabt. Sie war eine Freundin Lilas aus der Klinik, zu der sie nur zweimal gegangen waren: eine Frau von etwas über dreißig Jahren mit langem, vorzeitig ergrautem Haar und großen Augen, die ständig feucht vor Mitgefühl waren. Zu Beginn jeder Sitzung streifte sie die Schuhe ab und zog die Beine unter sich wie eine Sommercamp-Betreuerin, die jetzt mit ihnen singen würde, und sie sprach so leise, dass Wolgast sich auf dem Sofa vorbeugen musste, um sie zu verstehen. Von Zeit zu Zeit, erklärte sie mit ihrer zarten Stimme, werde Wolgasts und Lilas Verstand ihnen Streiche spielen. Wie sie es sagte, war es keine Warnung; sie konstatierte lediglich eine Tatsache. Er und Lila würden irgendetwas sehen oder tun, und plötzlich würde sie ein starkes Gefühl aus der Vergangenheit überkommen. Vielleicht würden sie zum Beispiel unversehens mit einer Packung Windeln im Einkaufswagen in der Kassenschlange im Supermarkt stehen, oder sie würden auf Zehenspitzen an Evas Zimmer vorbeigehen, als schlief sie. Das würden die schwersten Augenblicke sein, erklärte die Frau, denn dabei würden sie den Verlust noch einmal durchleben; aber im Laufe der Zeit, versicherte sie ihnen, würde es immer seltener vorkommen.

Das Merkwürdige war nur, dass es für ihn keine schweren Augenblicke waren. Es passierte ihm immer noch hin und wieder, noch nach drei Jahren, und wenn es geschah, hatte er überhaupt nichts dagegen, ganz im Gegenteil. Es waren unerwartete Geschenke, die sein Gehirn ihm hin und wieder machte. Aber für Lila war es anders; das wusste er.

»Agent Wolgast?«

Er drehte sich um. Der schlichte graue Anzug, die preiswerten, aber bequemen Oxfordschuhe, die farblose, unauffällige Krawatte – Wolgast hätte ebenso gut in den Spiegel schauen können. Doch das Gesicht war ihm neu.

Er stand auf und zog seinen Ausweis. »Der bin ich.«

»Special Agent Williams, Büro Houston.« Sie wechselten einen Händedruck. »Ich fürchte, diese Maschine wird ohne Sie fliegen. Ich habe draußen einen Wagen für Sie.«

»Gibt es was Neues?«

Williams holte einen Umschlag aus der Tasche. »Ich glaube, Sie möchten das hier.«

Wolgast nahm den Umschlag. Er enthielt ein Fax. Er setzte sich hin und las es, und dann las er es noch einmal. Er las immer noch, als Doyle zurückkam; er trank etwas durch einen Strohhalm und hatte eine Tüte von Taco Bell in der Hand.

Wolgast hob den Kopf und sah Williams an. »Geben Sie uns einen Augenblick Zeit, ja?«

Williams wandte sich ab und spazierte durch die Halle davon.

»Was ist los?«, fragte Doyle leise. »Stimmt was nicht?«

Wolgast schüttelte den Kopf. Er reichte Doyle das Fax.

»Herr im Himmel, Phil. Es ist ein Zivilist.«



# 4

Schwester Lacey Antoinette Kudoto wusste nicht, was Gott wollte; aber sie wusste, er wollte etwas.

Soweit sie zurückdenken konnte, hatte die Welt so zu ihr gesprochen, flüsternd und murmelnd: im Rascheln der Palmwedel im Meereswind über dem Dorf, in dem sie aufgewachsen war, im Plätschern des kühlen Wassers auf den Steinen im Bach hinter ihrem Haus, sogar in den geschäftigen Geräuschen, die die Menschen machten, in den Motoren und Maschinen und Stimmen der menschlichen Welt. Sie war noch ein kleines Mädchen gewesen, nicht mehr als sechs oder sieben Jahre alt, als sie Schwester Margaret, die Leiterin der Klosterschule in Port Loko, gefragt hatte, was sie da hörte. Die Schwester hatte gelacht. *Lacey Antoinette*, hatte sie gesagt. *Ich muss mich über dich wundern. Weißt du es denn nicht?* Sie hatte die Stimme gesenkt und war sehr nah herangekommen. *Das ist die Stimme Gottes.*

Dabei wusste sie es sehr wohl. In dem Moment, als die Schwester es gesagt hatte, begriff Lacey, dass sie es immer schon gewusst hatte. Sie erzählte niemandem sonst von dieser Stimme. Die Art, wie die Schwester mit ihr gesprochen hatte, als sei es etwas, das nur sie beide wüssten, verriet ihr, dass das, was sie im Wind und in den Blättern hörte, im Gewebe des Daseins an sich, ein Geheimnis zwischen ihnen beiden war. Es gab Zeiten, da dieses Gefühl

zurückging, manchmal für Wochen oder sogar einen ganzen Monat lang; dann wurde die Welt wieder zu einem ganz gewöhnlichen Ort mit gewöhnlichen Dingen. Sie war davon überzeugt, dass die meisten Leute die Welt so empfanden, selbst diejenigen, die ihr am nächsten standen, ihre Eltern und Schwestern und ihre Freundinnen in der Schule; sie verbrachten ihr ganzes Leben in einem Gefängnis aus trister Stille, in einer Welt ohne Stimme. Weil sie das wusste, war sie manchmal so traurig, dass sie tagelang nicht aufhören konnte zu weinen, und dann gingen ihre Eltern mit ihr zum Arzt, zu einem Franzosen mit langen Koteletten, der Bonbons lutschte, die nach Kampfer rochen, der sie bepikste und befühlte und sie von oben bis unten mit der eiskalten Scheibe seines Stethoskops berührte, ohne je etwas zu finden. *Wie furchtbar*, dachte sie, *wie furchtbar, so zu leben, ganz allein für alle Zeit*. Aber dann ging sie eines Tages durch die Kakaofelder zur Schule, oder sie aß mit ihren Schwestern zu Abend, oder sie tat gar nichts, betrachtete nur einen Stein auf dem Boden oder lag wach in ihrem Bett – und dann hörte sie es wieder: die Stimme, die eigentlich keine Stimme war, die aus ihrem Innern kam und zugleich von überall her um sie herum, ein gedämpftes Flüstern, das nicht aus Tönen zu bestehen schien, sondern aus dem Licht selbst, und das so sanft über sie hinwegwehte wie eine Brise über dem Wasser. Als sie achtzehn war und zu den Schwestern ging, wusste sie, was es war, und dass es ihren Namen rief.

*Lacey*, sagte die Welt zu ihr. *Lacey. Hör zu*.

Und jetzt hörte sie es auch, viele Jahre später und einen Ozean weit entfernt, hier in der Küche des Konvents der Barmherzigen Schwestern in Memphis, Tennessee.

Nicht lange nachdem die Mutter gegangen war, hatte sie den Zettel im Rucksack des Mädchens gefunden. Etwas an dieser Situation hatte ihr Unbehagen bereitet, und als sie das Mädchen ansah, erkannte sie, was es war: Die Frau hatte ihr nicht gesagt, wie das Mädchen hieß. Das Kind war offensichtlich ihre Tochter – das gleiche dunkle Haar, die gleiche helle Haut und die langen

Wimpern, deren Enden aufwärtsgebogen waren, als hätte ein leiser Wind sie erfasst. Sie war hübsch, aber ihr Haar musste dringend gekämmt werden – es war an manchen Stellen verfilzt wie bei einem Hund –, und am Tisch hatte sie ihre Jacke angelassen, als wäre sie es gewohnt, einen Ort eilig zu verlassen. Sie sah gesund aus, wenn auch ein bisschen dünn. Ihre Hose war zu kurz und starr vor Schmutz. Als das kleine Mädchen seine Kekse restlos aufgegessen hatte, setzte Lacey sich auf den Stuhl neben ihr und fragte sie, ob sie etwas in ihrem Rucksack habe, womit sie spielen wolle, oder ein Buch, das sie zusammen lesen könnten. Das kleine Mädchen, das noch kein Wort gesprochen hatte, nickte nur und schob den Rucksack von seinem Schoß herüber. Lacey betrachtete ihn; er war pinkfarben und mit irgendwelchen Cartoonfiguren beklebt – ihre riesigen schwarzen Augen ähnelten denen des Kindes –, und sie dachte an das, was die Frau ihr erzählt hatte: dass sie ihre Tochter zur Schule habe bringen wollen.

Sie zog den Reißverschluss auf und fand den Stoffhasen, zusammengerollte Unterhosen, Söckchen, ein Etui mit einer Zahnbürste und eine halb leere Schachtel mit Erdbeer-Müsliriegeln. Sonst war nichts in diesem Rucksack – doch dann entdeckte sie das kleine Reißverschlussfach an der Seite. Es war zu spät für die Schule, erkannte Lacey, und das Mädchen hatte keine Lunchdose und keine Bücher. Sie hielt den Atem an und öffnete das Reißverschlussfach. Darin fand sie das zusammengefaltete Blatt aus einem Notizblock.

*Es tut mir leid. Sie heißt Amy. Sie ist sechs Jahre alt.*

Lacey betrachtete es lange. Nicht die Worte – deren Bedeutung war klar genug. Was sie betrachtete, war der Platz um die Worte herum, eine ganze weiße Seite, leer. Drei winzige Sätze waren alles, was dieses Kind auf der Welt besaß, um zu erklären, wer es war, nur drei Sätze und ein paar Kleinigkeiten in einem Rucksack. Es war bei Weitem das Traurigste, was Lacey Antoinette Kudoto in ihrem ganzen Leben gesehen hatte. So traurig, dass sie nicht einmal weinen konnte.

Es hatte keinen Sinn, der Frau nachzulaufen. Sie war inzwischen

längst weg. Und was sollte Lacey auch tun, wenn sie sie fände? Was könnte sie sagen? *Ich glaube, Sie haben etwas vergessen. Ich glaube, da ist Ihnen ein Irrtum unterlaufen.* Aber es war kein Irrtum. Lacey war klar, dass die Frau genau das getan hatte, was sie vorgehabt hatte.

Lacey faltete das Blatt zusammen und schob es in ihre tiefe Rocktasche.

»Amy«, sagte sie, und genau wie Schwester Margaret es vor all den Jahren auf dem Schulhof in Port Loko getan hatte, beugte sie sich nah an das Gesicht des Mädchens heran. Sie lächelte. »Heißt du so, Amy? Das ist ein schöner Name.«

Das Mädchen sah sich in der Küche um, hastig und beinahe verstohlen. »Kann ich Peter haben?«

Lacey überlegte kurz. Ein Bruder? Der Vater? »Natürlich«, sagte sie. »Aber wer ist Peter, Amy?«

»Er ist im Rucksack«, sagte das Mädchen.

Lacey war erleichtert: Die erste Bitte des Kindes war etwas, das sie leicht erfüllen konnte. Sie zog den Hasen aus dem Rucksack. Er war aus Baumwollplüsch und an manchen Stellen glänzend verschlissen, ein kleiner Hasenjunge mit schwarzen Knopfaugen und drahtverstärkten Ohren. Lacey reichte ihn Amy, und die setzte ihn schroff auf ihren Schoß.

»Amy«, begann Lacey, »wo ist deine Mutter hingegangen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und Peter?«, fragte Lacey. »Weiß Peter es? Könnte er es mir sagen?«

»Er weiß nichts«, sagte Amy. »Er ist ausgestopft.« Sie runzelte tief die Stirn. »Ich will ins Motel zurück.«

»Sag mir«, bat Lacey, »wo ist das Motel, Amy?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»Ist es ein Geheimnis?«

Das Mädchen nickte und starrte auf die Tischplatte. Ein so großes Geheimnis, dass sie nicht einmal laut sagen konnte, es sei eins, dachte Lacey.

»Ich kann dich nicht hinbringen, wenn ich nicht weiß, wo es ist, Amy. Möchtest du das denn gern? Zurück ins Motel?«

»Es ist an der großen Straße.« Amy zupfte an ihrem Ärmel.

»Und da wohnst du mit deiner Mutter?«

Amy sagte nichts. Sie hatte eine Art, weder zu schauen noch zu sprechen und selbst in Anwesenheit einer anderen Person ganz mit sich allein zu sein, wie Lacey sie noch nie erlebt hatte. Es war fast ein bisschen beängstigend. So als wäre sie, Lacey, verschwunden.

»Ich habe eine Idee«, verkündete Lacey. »Möchtest du ein Spiel spielen, Amy?«

Das Kind beäugte sie skeptisch. »Was für eins?«

»Ich nenne es ›Geheimnisse‹. Es geht ganz einfach. Ich verrate dir ein Geheimnis, und dann verrätst du mir eins. Verstehst du? Ein Tausch. Mein Geheimnis gegen deins. Wie findest du das?«

Amy zuckte die Achseln. »Okay.«

»Also, dann fange ich an. Hier kommt mein Geheimnis. Einmal, als ich noch so klein war wie du, bin ich von zu Hause wegelaufen. Das war in Sierra Leone, wo ich herkomme. Ich war sehr wütend auf meine Mutter, weil sie mir nicht erlauben wollte, mir eine Zirkustruppe anzusehen, bevor ich meine Schulaufgaben erledigt hatte. Ich wollte unbedingt dorthin, denn ich hatte gehört, sie zeigten Kunststücke mit Pferden, und ich war verrückt nach Pferden. Ich wette, du hast Pferde auch gern, oder, Amy?«

Das Mädchen nickte. »Glaub schon.«

»Jedes Mädchen hat Pferde gern. Aber ich – ich habe sie geliebt! Um meiner Mutter zu zeigen, wie wütend ich war, weigerte ich mich, meine Hausaufgaben zu machen, und da schickte sie mich auf mein Zimmer. Oh, ich war so was von wütend! Ich stampfte in meinem Zimmer auf und ab wie eine Verrückte. Und dann dachte ich, wenn ich weglaufe, wird es ihr schon leidtun, dass sie mich so behandelt hat. Dann darf ich von jetzt an tun, was ich möchte. Das war sehr dumm, aber ich dachte es trotzdem. Und in der Nacht, als meine Eltern und meine Schwestern alle schliefen, schlich ich mich aus dem Haus. Ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte; also

versteckte ich mich in den Feldern hinter unserem Garten. Es war kalt und sehr dunkel. Ich wollte die ganze Nacht dableiben; am Morgen würde ich dann hören können, wie meine Mutter meinen Namen rief, wenn sie aufwachte und merkte, dass ich nicht mehr da war. Aber ich schaffte es nicht. Irgendwann fing ich an zu frieren und bekam Angst. Ich ging wieder nach Hause und ins Bett, und niemand hat je erfahren, dass ich weg gewesen war.« Sie sah Amy an, die sie aufmerksam beobachtete, und lächelte, so gut sie konnte. »So. Diese Geschichte habe ich noch niemandem erzählt, bis heute. Du bist der erste Mensch in meinem Leben, der sie hört. Was sagst du dazu?«

Das Mädchen sah Lacey gespannt an. »Du bist einfach wieder nach Hause gegangen?«

Lacey nickte. »Weißt du, ich war nicht mehr so wütend. Und am nächsten Morgen kam mir alles so vor, als hätte ich es geträumt. Ich wusste nicht mehr genau, ob es wirklich passiert war, aber heute, viele Jahre später, weiß ich es.« Aufmunternd tätschelte sie Amys Hand. »Jetzt bist du an der Reihe. Hast du ein Geheimnis, das du mir erzählen kannst?«

Amy senkte den Kopf und schwieg.

»Ein kleines wenigstens?«

»Ich glaube, sie kommt nicht wieder«, sagte Amy.

Die Polizisten, die auf den Anruf hin erschienen – ein Mann und eine Frau –, kamen auch nicht weiter. Die Frau, eine untersetzte Weiße mit einem kurzen Männerhaarschnitt, sprach in der Küche mit dem Kind, während der andere Officer, ein gut aussehender Schwarzer mit einem glatten, schmalen Gesicht, sich von Lacey die Mutter beschreiben ließ. Wirkte sie nervös?, fragte er sie. War sie betrunken, auf Drogen? Wie war sie gekleidet? Hatte Lacey den Wagen gesehen? Es ging immer so weiter, aber Lacey merkte, dass er die Fragen nur stellte, weil er es musste. Er glaubte auch nicht, dass die Mutter des Mädchens wieder auftauchen würde. Ihre Antworten notierte er mit einem winzigen Bleistift auf einem

Block, der sofort wieder in der Brusttasche seiner Uniform verschwand, als er fertig war. Aus der Küche kam ein Lichtblitz: Die Polizistin hatte Amy fotografiert.

»Möchten Sie die Behörden benachrichtigen, oder sollen wir das tun?«, fragte der Polizist. »Vielleicht wäre es ja auch vernünftig, noch abzuwarten. Hat ja keinen Sinn, die Kleine sofort ins Heim zu geben, vor allem am Wochenende, wenn Sie nichts dagegen haben, sie hierzubehalten. Wir können eine Beschreibung der Frau herausgeben. Vielleicht bringt uns das weiter. Wir werden das Mädchen auch in die Datenbank vermisster Kinder eingeben. Und es könnte auch sein, dass die Mutter zurückkommt, aber wenn sie es tut, sollten Sie das Kind nicht herausgeben und uns anrufen.«

Es war kurz nach Mittag. Die übrigen Schwestern würden um eins von der Volksküche zurückkommen, wo sie den Vormittag über Regale bestückt und kistenweise Konserven und Haferflocken, Spaghettisauce und Windeln an Bedürftige verteilt hatten. Das taten sie jeden Dienstag und Freitag. Lacey hatte allerdings schon die ganze Woche Schnupfen – auch nach drei Jahren in Memphis hatte sie sich an die feuchtkalten Winter nicht gewöhnen können –, und Schwester Arnette hatte gemeint, sie solle lieber zu Hause bleiben. Es habe ja keinen Sinn, wenn sie noch kränker werde. Eine solche Entscheidung war typisch für Schwester Arnette. Dabei hatte Lacey sich heute Morgen beim Aufwachen völlig wohlfühlt.

Sie sah den Polizisten an und sagte kurz entschlossen: »Ja, mach ich.«

Und so begab es sich, dass Lacey es unterließ, den Schwestern, als sie nach Hause kamen, die Wahrheit über das Kind zu sagen. *Das ist Amy*, sagte sie ihnen, als sie im Hausflur ihre Mäntel und Schals ablegten. *Ihre Mutter ist eine Freundin von mir. Sie wurde zu einer kranken Verwandten gerufen, und Amy wird das Wochenende bei uns bleiben.* Es war überraschend, wie leicht die Lüge ihr über die Lippen ging. Sie war nicht geübt im Täuschen, und trotzdem hatten sich die Worte schnell in ihrem Kopf

zusammengefügt und mühelos den Weg zu ihrer Zunge gefunden. Während sie sprach, warf sie Amy einen kurzen Blick zu; vielleicht würde das Kind sie verraten. Aber sie sah ein Flackern des Einverständnisses in Amys Augen. Lacey begriff, dass die Kleine es gewohnt war, Geheimnisse zu bewahren.

»Schwester«, erklärte Schwester Arnette missbilligend, »es freut mich zu sehen, dass du diesem Kind und seiner Mutter unsere Hilfe anbietest, aber wahr ist auch, dass dies etwas ist, wonach du mich vorher hättest fragen müssen.«

»Es tut mir sehr leid«, sagte Lacey. »Es war ein Notfall. Und es ist ja nur bis Montag.«

Schwester Arnette musterte Lacey und schaute dann zu Amy hinunter, die vor Lacey stand und den Rücken an ihren Faltenrock schmiegte. Dabei zog Schwester Arnette die Handschuhe aus, Finger für Finger. Die kalte Luft von draußen wirbelte noch immer in dem kleinen Hausflur.

»Dies ist ein Konvent, kein Waisenhaus. Es ist kein Ort für Kinder.«

»Das weiß ich, Schwester. Und es tut mir sehr leid. Es ging einfach nicht anders.«

Wieder verstrich ein Augenblick. *Lieber Gott*, dachte Lacey, *hilf mir, diese Frau mehr zu lieben, als ich es tue – Schwester Arnette, die herrisch ist und so viel von sich hält, aber die deine Dienerin ist wie ich.*

»Also gut«, sagte Schwester Arnette schließlich und seufzte gereizt. »Bis Montag. Sie kann das freie Zimmer haben.«

In diesem Augenblick fragte Schwester Lacey sich, warum sie gelogen hatte und warum das Lügen ihr so leichtgefallen war – als wäre es gar keine Lüge im weiteren Sinne von Wahrheit und Unwahrheit gewesen. Außerdem war ihre Geschichte voller Löcher. Was würde passieren, wenn die Polizei wiederkäme oder anriefe und wenn Schwester Arnette herausfände, was sie getan hatte? Und was würde am Montag passieren, wenn sie die Behörden anrufen müsste? Aber sie hatte keine Angst bei diesen Fragen. Das



Mädchen war ein Geheimnis, das Gott ihnen gesandt hatte. Und nicht so sehr *ihnen*, sondern speziell *ihr* – Lacey. Ihre Aufgabe war es, dieses Geheimnis zu ergründen, und mit der Lüge hatte sie sich die nötige Zeit verschafft, ebendies zu tun. Womöglich war es ja gar keine Lüge gewesen, sagte sie sich, denn wer wusste schon, ob die Mutter nicht tatsächlich zu einer kranken Verwandten gefahren war? Vielleicht war das Lügen deshalb so einfach gewesen: Der Heilige Geist hatte durch sie gesprochen, hatte sie mit der Flamme einer anderen, tieferen Wahrheit erhellt, und was er gesagt hatte, war dies: Das Kind war in Not und brauchte Laceys Hilfe.

Die anderen Schwestern freuten sich. Sie bekamen nie oder nur sehr selten Besuch, und dann meist von Priestern oder von Schwestern wie ihnen. Aber ein kleines Mädchen, das war etwas Neues. Kaum war Schwester Arnette die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufgegangen, redeten alle durcheinander. Woher kannte Schwester Lacey die Mutter des Mädchens? Wie alt war Amy? Was tat sie am liebsten? Was war ihr Lieblingsessen? Ihre Lieblingsendung? Sie waren so sehr aus dem Häuschen, dass sie kaum bemerkten, wie wenig Amy sagte. Ja, tatsächlich sagte das Mädchen fast überhaupt nichts. Lacey redete die ganze Zeit. Also fing sie an: Abends aß Amy am liebsten Hamburger und Hotdogs – das waren ihre Leibgerichte – und zwar mit Pommes, und danach Schokoladeneis. Sie malte und bastelte gern und mochte Filme, in denen Prinzessinnen vorkamen – und Hasen, wenn so etwas zu bekommen war. Kleider würde sie auch brauchen. In der Eile hatte die Mutter den Koffer der Kleinen vergessen, so durcheinander war sie wegen ihrer eigenen Barmherzigkeitsmission gewesen (die Großmutter der Kleinen – in Arkansas, in der Nähe von Little Rock – war Diabetikerin und hatte Herzbeschwerden). Doch als sie deshalb noch einmal nach Hause fahren wollte, hatte Lacey es abgewehrt, weil sie auch so zu recht kommen würde. Die Lügen flossen so geschmeidig aus ihrem Mund und trafen auf Ohren, die sie bereitwillig aufnahmen: Eine Stunde später schien jede der Schwestern eine etwas andere Version der Geschichte zu haben. Schwester Louisa und Schwester Claire

fuhren mit dem Van zum Piggly Wiggly, um Hamburger, Hotdogs und Pommes zu holen, und dann weiter zu Wal-Mart wegen Kleidern, DVDs und Spielsachen. Schwester Tracy machte sich daran, das Abendessen zu planen, und sie verkündete, sie hätten nicht nur mit den versprochenen Hamburgern, Hotdogs und dem Schokoladeneis zu rechnen, sondern zum Eis auch noch mit einer dreischichtigen Schokoladentorte. (Sie freuten sich immer auf den Freitagabend, wenn Schwester Tracy mit dem Kochen an der Reihe war. Ihre Eltern hatten ein Restaurant in Chicago, und bevor sie zu den Schwestern gekommen war, hatte sie eine Ausbildung in der Kochakademie »Le Cordon Bleu« absolviert.) Sogar Schwester Arnette schien sich von der Partystimmung anstecken zu lassen; sie saß mit Amy und den anderen Schwestern im Aufenthaltsraum vor dem Fernseher, und sie schauten sich *Die Braut des Prinzen* an, während das Abendessen vorbereitet wurde.

Die ganze Zeit über richtete Schwester Lacey ihre Gedanken auf Gott. Als der Film, den alle wunderbar fanden, zu Ende war, gingen Schwester Louise und Schwester Claire mit Amy in die Küche, um ihr die Spielsachen zu zeigen, die sie im Wal-Mart gekauft hatten: Malbücher, Buntstifte, Klebstoff und Bastelbogen und eine Barbie-Tierhandlung, bei der Schwester Louise eine Viertelstunde gebraucht hatte, um all die kleinen Teile – Kämmen, Hundebürsten, Futternäpfe und alles andere – aus dem Gefängnis der Plastikverpackung zu befreien. Lacey ging die Treppe hinauf. In der Stille ihres Zimmers betrachtete sie das Geheimnis um Amy im Gebet, und sie lauschte nach der Stimme, die sie durchwehen und mit der Kenntnis Seines Willens erfüllen würde. Aber als sie den Geist zu Gott erhob, verspürte sie nichts als eine Frage ohne klare Antwort. Auch auf diese Weise, das wusste sie, konnte Gott zu einem Menschen sprechen. Die meiste Zeit blieb Sein Wille unfasslich, und obwohl das frustrierend war, ließ sich daran nichts ändern. Die meisten Schwestern beteten in der kleinen Kapelle hinter der Küche, und Lacey tat es auch, aber ihre wirklich ernsthaften, forschenden Gebete waren Augenblicke wie diesem vorbehalten,

wenn sie allein in ihrem Zimmer war, und dann kniete sie nicht einmal, sondern saß an ihrem Schreibtisch oder auf der Kante ihres schmalen Bettes. Dann legte sie die Hände in den Schoß, schloss die Augen und schickte ihren Geist so weit hinaus, wie sie konnte. Schon als Kind hatte sie sich dabei einen Drachen an einer Schnur vorgestellt, der höher und höher stieg, während sie die Schnur abwickelte und abwartete, was passieren würde. Jetzt saß sie auf ihrem Bett und ließ den Drachen, so hoch es ging, steigen, und das imaginäre Knäuel der Schnur in ihren Händen wurde immer kleiner und leichter. Der Drachen selbst war nur noch ein winziger Farbtupfer hoch über ihrem Kopf, und sie konnte deutlich die Macht des Windes spüren, der an ihm zerrte, eine Urge-  
walt gegen etwas sehr Kleines.

Nach dem Abendessen kehrten die Schwestern ins Wohnzimmer zurück, um sich im Fernsehen eine Krankenhausserie anzusehen, die sie schon das ganze Jahr über verfolgt hatten, und Schwester Lacey ging mit Amy nach oben, um sie ins Bett zu bringen. Es war acht Uhr; normalerweise waren alle Schwestern um neun im Bett und standen morgens um fünf zur Frühandacht wieder auf. Damit käme ein Mädchen in Amys Alter bestimmt auch zurecht. Sie badete Amy, wusch ihr die Haare mit Himbeershampoo und masierte einen Klecks Conditioner in die verfilzten Strähnen. Dann kämmte sie sie, bis sie glatt und glänzend waren, und das tiefe Schwarz wurde mit jedem Strich des Kamms dunkler. Schließlich trug sie die alten Sachen hinunter in die Waschküche. Als sie wieder heraufkam, hatte Amy den Pyjama angezogen, den Schwester Claire am Nachmittag bei Wal-Mart gekauft hatte. Er war rosa, hatte ein Muster aus Sternen und Monden mit lächelnden Gesichtern und war aus einem Stoff, der raschelte und glänzte wie Seide. Als Lacey ins Zimmer kam, sah sie, dass Amy ratlos die Ärmel und Beine betrachtete: Sie waren zu lang und baumelten wie bei einem Clownskostüm über Hände und Füße. Lacey krepelte sie hoch. Amy putzte sich die Zähne, legte ihre Zahnbürste wieder in das Etui, wandte sich vom Spiegel ab und sah sie an.

»Soll ich hier schlafen?«

So viele Stunden waren vergangen, seit sie die Stimme des Mädchens gehört hatte, dass Lacey nicht sicher war, ob sie die Frage richtig verstanden hatte. Sie schaute Amy verdutzt an. Die Frage, so merkwürdig sie war, erschien dem Mädchen offenbar naheliegend.

»Warum solltest du im Badezimmer schlafen, Amy?«

Amy schaute zu Boden. »Mama sagt, ich muss still sein.«

Lacey wusste nicht, was sie damit anfangen sollte. »Nein, natürlich nicht. Du schläfst in deinem Zimmer. Gleich neben meinem. Ich zeige es dir.«

Das Zimmer war sauber und einfach. Die Wände waren kahl, und die Einrichtung bestand nur aus einem Bett, einer Kommode und einem kleinen Schreibtisch. Nicht einmal ein Teppich lag auf dem Boden, um ihn zu wärmen, und Lacey wünschte, sie hätte irgendetwas, um es dem Kind ein bisschen hübscher zu machen. Morgen würde sie Schwester Arnette fragen, ob sie einen kleinen Bettvorleger kaufen dürfe, damit Amy morgens nicht mit nackten Füßen über die kalten Dielen laufen musste. Sie deckte Amy zu und setzte sich auf die Bettkante. Durch den Boden hörte sie die leisen Geräusche des Fernsehers im Erdgeschoss, und in den Wänden tickten Rohrleitungen, die sich ausdehnten. Draußen strich der Wind durch das erste Märzlaub der Eichen und Ahornbäume, und das leise Summen des Abendverkehrs auf der Poplar Avenue wehte herüber. Der Zoo war nur zwei Blocks weiter, am anderen Ende des Parks. An Sommerabenden, wenn die Fenster offen standen, hörte sie manchmal das Heulen und Kreischen der Stummelaffen in ihren Käfigen. Es war seltsam und wunderbar, ihre Stimmen so weit weg von daheim zu hören, aber als sie dann in den Zoo gegangen war, hatte sie gesehen, dass es ein furchtbarer Ort war, fast ein Gefängnis: Die Pferche waren klein, die Großkatzen wurden in öden Käfigen hinter Plexiglasscheiben gehalten, und die Elefanten und Giraffen trugen Ketten an den Beinen. Alle Tiere sahen deprimiert aus. Die meisten hatten kaum Lust, sich

zu bewegen, und die Leute, die dort hinkamen, um sie zu sehen, waren laut und rüpelhaft und ließen ihre Kinder Popcorn durch die Gitter werfen, damit die Tiere Notiz von ihnen nahmen. Lacey fand es unerträglich; sie war den Tränen nahe gewesen und hatte schleunigst die Flucht ergriffen. Es brach ihr das Herz zu sehen, wie Gottes Geschöpfe völlig sinnlos so grausam und mit so kaltherziger Gleichgültigkeit behandelt wurden.

Aber als sie jetzt auf der Bettkante saß, dachte sie, dass es Amy dort vielleicht gefallen könnte. Vielleicht war sie überhaupt noch nie im Zoo gewesen. Da Lacey nichts für die armen Tiere tun konnte, erschien es ihr nicht sündhaft, ein kleines Mädchen, das so wenig Freude in seinem Leben hatte, zu ihnen zu bringen. Das wäre nicht so, als würde sie ein zweites Unrecht auf das erste setzen. Sie wollte Schwester Arnette am nächsten Morgen danach fragen, wenn sie wegen des Bettvorlegers mit ihr spräche.

»So«, sagte sie und stopfte die Decke um Amy fest. Die Kleine lag ganz still – fast als wagte sie es nicht, sich zu bewegen. »So ist alles gut. Und ich bin gleich nebenan, falls du etwas brauchst. Morgen unternehmen wir etwas Lustiges, warte nur ab. Wir beide zusammen.«

»Kannst du das Licht anlassen?«

Lacey versprach es. Sie beugte sich über das Kind und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. Die Luft um Amy herum roch nach Marmelade, aber das kam von dem Shampoo.

»Deine Schwestern sind nett«, sagte sie.

Lacey musste lächeln; bei allem, was passiert war, hatte sie mit diesem Missverständnis irgendwie nicht gerechnet. »Ja. Hm. Das ist schwer zu erklären. Weißt du, wir sind keine *richtigen* Schwestern – nicht, wie du es meinst. Wir haben nicht dieselben Eltern. Aber trotzdem sind wir Schwestern.«

»Wie geht denn das?«

»Oh, es gibt noch andere Möglichkeiten, Schwestern zu sein. Wir sind Schwestern im Geiste. Schwestern in den Augen Gottes.« Sie gab Amys Hand einen Stups. »Sogar Schwester Arnette.«

Amy runzelte die Stirn. »Sie ist muffelig.«

»Das stimmt. Aber so ist sie eben. Sie ist froh, dass du hier bist. Wie alle hier. Ich glaube, wir haben gar nicht gewusst, was uns entgeht, bis du hergekommen bist.« Noch einmal berührte sie Amys Hand, und dann stand sie auf. »Jetzt ist genug geredet. Du brauchst deinen Schlaf.«

»Ich verspreche, dass ich still sein werde.«

Lacey blieb in der Tür stehen. »Das brauchst du nicht«, sagte sie.

In dieser Nacht hatte Lacey einen Traum, und darin war sie wieder ein kleines Mädchen in den Feldern hinter ihrem Haus. Sie kauerte unter einem niedrigen Palmbusch, dessen lange Wedel sie umgaben wie ein Zelt und an ihren Armen und ihrem Gesicht leckten. Ihre Schwestern waren auch da – und rannten weg. Hinter ihnen hörte sie Männer – besser gesagt, sie spürte sie, ihre dunkle Anwesenheit, sie hörte das Knallen von Schüssen und die Stimme ihrer Mutter, die rief und schrie: Lauft weg, Kinder, lauft weg, so schnell ihr könnt. Aber Lacey war vor Angst wie angewurzelt; es war, als hätte sie sich in eine neue Substanz verwandelt, in eine Art lebendes Holz: Sie konnte keinen Muskel bewegen. Sie hörte, wie es wieder knallte, und bei jedem Knall flammte ein Blitz auf und zerschnitt die Nacht wie ein Messer. In diesen Momenten sah sie alles um sich herum, das Haus, die Felder und die Männer, die sich darin bewegten, Männer, die sich anhörten wie Soldaten, allerdings nicht so gekleidet waren, und die mit ihren Gewehrläufen über den Boden vor ihnen fegten. So erschien ihr die Welt – in einer Serie von starren Bildern. Sie hatte Angst, konnte jedoch nicht wegschauen. Ihre Beine und Füße waren nass und merkwürdig warm: Sie merkte, dass sie sich in die Hose gemacht hatte, erinnerte sich aber nicht mehr daran, wie es passiert war. Sie schmeckte bitteren Rauch in Mund und Nase, Schweiß und noch etwas anderes, das sie kannte, ohne einen Namen dafür zu haben. Es war der Geschmack von Blut.

Dann spürte sie es: Jemand war in der Nähe. Es war einer der Männer. Sie hörte das Rasseln seines Atems in der Brust, seine tastenden Schritte, und sie roch die Angst und die Wut, die sein Körper verströmte wie einen leuchtenden Dunst. *Nicht bewegen, Lacey*, sagte die Stimme zu ihr, heiß und eindringlich. *Nicht bewegen*. Sie schloss die Augen und wagte nicht einmal zu atmen. Ihr Herz klopfte so wild in ihr, dass sie fast nichts anderes mehr war als das: ein klopfendes Herz. Sein Schatten fiel auf sie, strich wie ein großer schwarzer Flügel über ihr Gesicht und ihren Körper. Als sie die Augen wieder öffnete, war er weg, das Feld war leer, und sie war allein.

Starr vor Angst schreckte sie aus dem Schlaf. Sie begriff, wo sie war, als der Traum endlich in ihr zerbrach. Er huschte um eine Ecke und verschwand. Die Berührung der Blätter an ihrer Haut. Die wispernde Stimme. Der Geruch wie von Blut. Aber jetzt war auch das verschwunden.

Dann spürte sie es. Jemand war im Zimmer. Sie setzte sich rasch auf und sah Amy in der Tür. Lacey warf einen Blick auf die Uhr. Es war gerade Mitternacht; sie hatte erst zwei Stunden geschlafen.

»Was ist denn, Kind?«, fragte sie leise. »Fehlt dir was?«

Das kleine Mädchen kam herein. Ihr Pyjama schimmerte im Licht der Straßenlaterne vor Lacey's Fenster, und es sah aus, als wäre sie von lauter Monden und Sternen umhüllt. Einen Moment lang fragte Lacey sich, ob das Kind schlafwandelte.

»Amy, hast du schlecht geträumt?«

Doch Amy sagte nichts. Im Dunkeln konnte Lacey ihr Gesicht nicht sehen. Sie schlug die Bettdecke beiseite, um dem Kind Platz zu machen.

»Es ist alles gut. Komm her.«

Wortlos kletterte Amy zu ihr in das schmale Bett. Ihr Körper strahlte Hitzewellen aus – kein Fieber, aber auch keine gewöhnliche Hitze. Sie glühte wie ein Stück Kohle.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Lacey. »Hier kann dir nichts passieren.«

»Ich möchte hierbleiben«, sagte Amy.

Lacey begriff, dass sie nicht das Zimmer oder das Bett meinte. Sie wollte für immer hierbleiben, hier leben. Lacey wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Am Montag würde sie Schwester Arnette die Wahrheit sagen müssen; das war einfach unvermeidlich. Was dann – mit ihnen beiden – passieren würde, wusste sie nicht. Jetzt sah sie es ganz klar und deutlich: Durch ihre Lüge hatte sie ihr und Amys Schicksal unauflöslich miteinander verknüpft.

»Wir werden sehen.«

»Ich sag's auch niemandem. Lass sie mich nicht wegbringen.«

Ein Schauer der Angst lief ihr über den Rücken. »Wer, Amy? Wer will dich wegbringen?«

Amy antwortete nicht.

»Mach dir keine Sorgen.« Lacey legte den Arm um Amy und zog sie an sich. »Schlaf jetzt. Wir brauchen unsere Ruhe.«

Aber Lacey lag noch stundenlang wach im Dunkeln, mit weit offenen Augen.

Es war kurz nach drei Uhr morgens, als Wolgast und Doyle in Baton Rouge ankamen und in Richtung Norden weiterfuhren, auf die Grenze nach Mississippi zu. Doyle hatte die erste Schicht am Steuer übernommen, von Houston bis in die Gegend östlich von Lafayette, während Wolgast zu schlafen versucht hatte. Kurz nach zwei hatten sie abseits des Highways an einem Waffle House angehalten und die Plätze getauscht, und seitdem hatte Doyle sich fast nicht gerührt. Es nieselte ganz leicht, gerade so viel, um die Windschutzscheibe mit einem feuchten Schleier zu überziehen.

Im Süden lag der Bundeseigene Industriebezirk New Orleans, und Wolgast war froh, dort nicht hinzumüssen. Allein der Gedanke daran war deprimierend. Er war ein einziges Mal im alten New Orleans gewesen. Mit Freunden vom College war er zum Mardi Gras gefahren und hatte sich sofort von der unbändigen Energie dieser Stadt anstecken lassen – von ihrer pulsierenden Freizügigkeit, ihrem intensiven Lebensgefühl. Drei Tage



lang hatte er kaum geschlafen und auch nicht das Bedürfnis dazu gehabt. Eines frühen Morgens dann hatte er sich in der »Preservation Hall« wiedergefunden – trotz des wohlklingenden Namens war es kaum mehr als ein Schuppen gewesen und höllisch heiß noch dazu – und einem Jazzquartett zugehört, das den »St. Louis Blues« spielte, und da hatte er gemerkt, dass er seit fast achtundvierzig Stunden ununterbrochen auf den Beinen gewesen war. Die Luft in dem Laden war dick wie in einem Treibhaus, und alle tanzten und klatschten dicht zusammengedrängt, Scharen von Leuten jeden Alters und sämtlicher Hautfarben. Wo sonst fand man sich um fünf Uhr morgens wieder und hörte vier alten Schwarzen zu – keiner von ihnen war auch nur einen Tag jünger als achtzig –, wie sie Jazzmusik spielten? Aber dann war 2005 Hurrikan Katrina über die Stadt gekommen und ein paar Jahre später Hurrikan Vanessa – ein ausgewachsenes Monstrum der Kategorie fünf, das mit einer Windgeschwindigkeit von 180 Meilen pro Stunde auf das Land zugerast war und eine zehn Meter hohe Flutwelle vor sich hergetrieben hatte –, und das war dann das Ende gewesen. Jetzt war dieser Ort kaum mehr als eine riesige petrochemische Raffinerie, umgeben von einem überfluteten Tiefland, das so verpestet war, dass das Wasser aus den stinkenden Lagunen einem die Haut von der Hand ätzen konnte. In der Stadt selbst lebte niemand mehr; sogar der Himmel darüber war für jeglichen Flugverkehr gesperrt, lediglich ein Geschwader Kampffjets von der Kessler Air Force flog dort Patrouillen. Das ganze Gelände war durch Zäune gesichert und wurde von Verbänden des Heimatschutzministeriums in voller Kampfmontur bewacht. Rings um diesen abgesperrten Bereich, ungefähr zehn Meilen weit in alle Richtungen, erstreckte sich der New Orleans Housing District, ein Meer von Trailern, das ursprünglich zur Unterbringung von evakuierten Einwohnern gedacht gewesen war, jetzt aber als Schlafstätte für die Tausenden von Arbeitern diente, die den städtischen Industriekomplex bei Tag und Nacht in Gang hielten. Es war kaum mehr als ein riesenhafter Slum, eine

Mischung aus Flüchtlingslager und einer Wildweststadt; in Polizeikreisen war allgemein bekannt, dass die Mordrate im NOHD sämtliche Grenzen sprengte, aber weil es offiziell keine Stadt, ja, nicht einmal Teil eines Staates war, blieb diese Tatsache weitgehend unbeachtet.

Jetzt, kurz vor Sonnenaufgang, tauchte der Checkpoint an der Grenze nach Mississippi vor ihnen auf, ein Dorf mit funkelnden Lichtern in der frühmorgendlichen Dunkelheit. Selbst um diese Zeit gab es hier lange Warteschlangen – hauptsächlich Tanklasten auf dem Weg nach Norden, nach St. Louis oder nach Chicago. Grenzposten mit Hunden, Geigerzählern und Spiegeln an langen Stangen bewegten sich an den Fahrzeugkolonnen entlang. Wolgast hielt hinter einem Sattelschlepper an. Yosemite Sam aus den Bugs-Bunny-Cartoons schmückte die Schmutzfänger, und auf einem Autoaufkleber stand: HEUTE TREFFE ICH MEINE EX-FRAU – ZWISCHEN DIE AUGEN.

Doyle regte sich und rieb sich die Augen. Er richtete sich auf und sah sich um. »Sind wir schon da, Brad?«

»Nur eine Grenzkontrolle. Schlafen Sie weiter.«

Wolgast lenkte den Wagen aus der Schlange und hielt bei dem nächstbesten Uniformierten an. Er drehte das Fenster herunter und hielt seinen Ausweis hoch.

»FBI. Können Sie uns irgendwie durchwinken?«

Der Grenzer war ein junger Kerl. Er hatte noch ein Pickelgesicht. Die gepanzerte Kleidung ließ ihn klobig erscheinen, aber Wolgast sah, dass er wahrscheinlich ein Fliegengewicht war. Er gehörte nach Hause, dachte Wolgast, wo immer das sein mochte; er sollte gemütlich im Bett liegen und von einem Mädchen aus seiner Matheklasse träumen, statt mit dreißig Pfund Kevlar am Leib an einem Highway in Mississippi zu stehen und ein Sturmgewehr vor der Brust zu halten.

Er betrachtete Wolgasts Ausweis nur flüchtig interessiert und deutete dann mit dem Kopf zu einem Betongebäude am Rande des Highways.

»Sie müssen drüben an der Station halten, Sir.«

Wolgast seufzte genervt. »Söhnchen, ich hab keine Zeit für so was.«

»Wenn Sie vorgelassen werden wollen, doch.«

In diesem Augenblick trat ein zweiter Posten in das Licht ihrer Scheinwerfer. Er drehte die Hüften seitwärts zum Wagen und nahm die Waffe von der Schulter. *Was zum ...?*, dachte Wolgast.

»Himmel noch mal, ist das wirklich notwendig?«

»Hände dahin, wo wir sie sehen können, Sir!«, bellte der zweite Mann.

»Du meine Güte«, sagte Doyle.

Der erste Soldat wandte sich dem Mann im Scheinwerferlicht zu und winkte ihm, die Waffe zu senken. »Alles okay, Duane. Die sind vom FBI.« Der zweite Mann zögerte, doch dann zuckte er die Achseln und ging weg.

»Entschuldigen Sie. Fahren Sie einfach da rum. Die lassen Sie schnell durch.«

»Das will ich ihnen auch raten«, knurrte Wolgast.

Der Wachhabende in der Station nahm ihre Ausweise und forderte sie auf zu warten, während er telefonisch ihre Nummern durchgab. FBI, Heimatschutzministerium, Staats- und sogar Ortpolizisten – alle waren jetzt in einem zentralen System gespeichert, und jede ihrer Bewegungen konnte verfolgt werden. Wolgast nahm sich einen Becher Kaffee aus der Maschine, trank ein paarmal lustlos von der dicken Brühe und warf den Becher in den Müll. An der Wand hing ein Rauchverbotschild, doch der Raum stank wie ein alter Aschenbecher. Die Wanduhr zeigte kurz nach sechs. In einer Stunde würde die Sonne aufgehen.

Der Wachhabende kam mit ihren Ausweisen nach vorn an die Theke. Er war schlank und unauffällig und trug die aschgraue Uniform der Heimatschutzbehörde. »Okay, Gentlemen. Fahren Sie mal fröhlich weiter. Nur eins noch: Das System sagt, Sie waren heute Abend auf einen Flug nach Denver gebucht. Wahrscheinlich ein Irrtum, aber ich muss das vermerken.«

Wolgast hatte darauf eine Antwort parat. »Das stimmt. Wir wurden nach Nashville umdirigiert, um einen FBI-Zeugen abzuholen.«

Der diensthabende Officer dachte kurz darüber nach. Dann nickte er und tippte diese Angaben in seinen Computer. »In Ordnung. Schon übel, dass die Sie nicht rübergeflogen haben. Müssen ja mehr als tausend Meilen sein.«

»Wem sagen Sie das? Aber ich tue, was man mir sagt.«

»Eben.«

Sie kehrten zum Wagen zurück, und ein Posten winkte sie zur Ausfahrt. Ein paar Augenblicke später waren sie wieder auf dem Highway.

»Nashville?«, fragte Doyle.

Wolgast nickte, ohne den Blick von der Straße zu wenden. »Überlegen Sie doch mal. Auf der I-55 gibt es Checkpoints in Arkansas und Illinois, einen gleich südlich von St. Louis und einen zwischen Normal und Chicago. Aber wenn man die 40 ostwärts durch Tennessee nimmt, kommt der erste Checkpoint, wenn man quer durch den Staat gefahren ist, an der Kreuzung I-40 und 75. Ergo war dies der letzte Checkpoint zwischen hier und Nashville, und so wird das System nicht erfahren, dass wir *nie* dort waren. Wir können die Abholung in Memphis erledigen, nach Arkansas überfahren und den Checkpoint in Oklahoma umgehen, indem wir den Umweg um Tulsa herum machen. Nördlich von Wichita stoßen wir auf die I-70 und treffen Richards an der Grenze nach Colorado. Nur ein Checkpoint zwischen hier und Telluride, und damit wird Sykes fertig. Nirgendwo steht, dass wir je in Memphis waren.«

Doyle runzelte die Stirn. »Was ist mit der Brücke an der I-40?«

»Die müssen wir umfahren, aber es gibt einen ziemlich einfachen Umweg. Ungefähr fünfzig Meilen südlich von Memphis führt eine alte Brücke über den Fluss zu einem State Highway auf der anderen Seite, in Arkansas. Für die großen Tanklastzüge, die aus New Orleans heraufkommen, ist sie nicht zugelassen; deshalb

fahren da nur Personenwagen, und das läuft größtenteils automatisiert. Der Scanner wird uns registrieren und die Kameras auch. Aber darum können wir uns später kümmern, wenn es sein muss. Und dann fahren wir einfach nach Norden und stoßen südlich von Little Rock auf die I-40.«

Sie fuhren weiter. Wolgast überlegte, ob er das Radio einschalten und vielleicht den Wetterbericht hören sollte, aber dann ließ er es bleiben. Er musste sich konzentrieren. Als der Himmel sich blassgrau färbte, waren sie bereits nördlich von Jackson. Sie kamen gut voran. Es hörte auf zu regnen und fing kurze Zeit später wieder an. Rings um sie herum erstreckte sich das Land wie eine sanfte Dünung weit draußen auf dem Meer. Wolgast dachte immer noch an die Nachricht von Sykes.

*Weibliche Weiße. Amy – Nachname unbekannt. Keine weiteren Daten im System. 20323 Poplar Avenue, Memphis, TN. Zugriff spätestens Samstagnachmittag. Keine Kontaktaufnahme. TUR. Sykes.*

TUR: *Travel Under Radar.*

Sie sollen nicht nur einen Geist fangen, Agent Wolgast. Sie sollen ein Geist *sein*.

»Soll ich weiterfahren?« Doyle brach das Schweigen, und Wolgast hörte an seiner Stimme, dass er an das Gleiche gedacht hatte. Amy – Nachname unbekannt. Wer war Amy – Nachname unbekannt?

Er schüttelte den Kopf. Das erste Tageslicht legte sich über das Mississippi-Delta wie eine nasse Wolldecke. Er drückte kurz auf den Wischerhebel, um die beschlagene Scheibe zu klären.

»Nein«, sagte er. »Es geht noch.«

# 5

Etwas stimmte nicht mit Proband Zero.

Seit vollen sechs Tagen war er nicht mehr aus der Ecke gekommen, nicht einmal zum Fressen. Er hing einfach nur da wie eine Art Rieseninsekt. Grey sah ihn auf dem Infrarotschirm, ein leuchtender Klecks im Schatten. Von Zeit zu Zeit verlagerte er seine Position ein kleines Stück weit nach rechts oder links, aber das war auch schon alles. Grey hatte nie gesehen, wie er es tat. Er wandte den Blick kurz vom Monitor oder verließ den Sicherheitsraum, um sich eine Tasse Kaffee zu holen oder im Pausenzimmer rasch eine Zigarette zu rauchen, und wenn er dann wieder hinschaute, hing Zero woanders.

Hing? Klebte? Verdammt – *schwebte*?

Niemand hatte Grey irgendetwas erklärt. Mit keinem einzigen verdammten Wort. Zum Beispiel, was Zero eigentlich *war*. Er besaß Merkmale, von denen Grey sagen würde, dass sie irgendwie menschlich waren. Zwei Arme und zwei Beine beispielsweise. Er hatte einen Kopf da, wo ein Kopf sitzen sollte, mit Ohren und Augen und einem Mund. Unten baumelte sogar so etwas wie ein Pimmel, ein zusammengerolltes Ding wie ein Seepferdchen. Aber das war's praktisch auch schon mit den Ähnlichkeiten.

Zum Beispiel: Proband Zero leuchtete. Auf dem Infrarotschirm tat das jede Wärmequelle. Proband Zeros Gestalt hingegen strahlte

auf dem Monitor wie ein brennendes Streichholz, fast so grell, dass man nicht hinschauen konnte. Sogar seine *Scheiße* leuchtete. Sein unbehaarter Körper, glatt und glänzend wie Glas, war wulstig, und seine Augen waren orange-gelb wie Highway-Markierungskegel. Aber die Zähne waren das Schlimmste. Ab und zu hörte Grey ein leises Klimpern aus dem Lautsprecher, und dann wusste er, dass wieder ein Zahn aus Zeros Mund auf den Zementboden gefallen war. Ein halbes Dutzend pro Tag regnete so herunter. Sie wanderten in den Verbrennungsofen wie alles andere; es gehörte zu Greys Aufgaben, sie aufzufegen, und es überlief ihn eisig, wenn er sie sah – so lang wie die kleinen Spieße, die man in einem Cocktail bekam. Genau das Richtige, wenn man, sagen wir, ein Kaninchen häuten und in zwei Sekunden ausweiden wollte.

Etwas an Zero unterschied ihn von den anderen. Nicht dass er sehr viel anders *ausgesehen* hätte. Diese Glühstäbe waren allesamt hässliche Knilche, und im Laufe der sechs Monate, die Grey jetzt auf Ebene vier arbeitete, hatte er sich an ihr Aussehen gewöhnt. Natürlich gab es auch kleine Unterschiede, die man entdeckte, wenn man genau hinschaute. Nummer sechs war ein bisschen kleiner als die anderen, Nummer neun ein bisschen aktiver, Nummer sieben hing beim Fressen gern mit dem Kopf nach unten und machte dabei eine Heidensauerei, und Nummer eins plapperte ständig vor sich hin und gab diese gespenstischen Laute von sich, die sie alle machten: ein feuchtes Krächzen tief in der Kehle, das Grey an nichts erinnerte, das er kannte.

Nein, es war nichts äußerlich Sichtbares, wodurch Zero sich von den anderen abhob. Es war das *Gefühl*, das er weckte. Besser konnte Grey es nicht erklären. Die anderen interessierten sich für die Leute vor der Scheibe ungefähr so sehr wie ein Haufen Schimpansen im Zoo. Aber bei Zero war es anders: Zero war aufmerksam. Immer wenn sie das Gitter herunterließen und Zero im hinteren Teil des Raums einschlossen und wenn Grey sich in seinen Bioschutzanzug zwängte und durch die Luftschleuse hineinging, um sauber zu machen oder die Kaninchen hineinzubringen –

*Kaninchen, Herrgott, wieso mussten es Kaninchen sein?* –, kroch ein Prickeln an seinem Nacken herauf, als krabbelten Ameisen über seine Haut. Er erledigte seine Arbeit schnell und schaute fast nicht vom Boden auf, und wenn er wieder draußen und in der Dekontaminationsschleuse war, brach ihm der Schweiß in Strömen aus, und er atmete schwer. Sogar jetzt, mit einer zwei Zoll dicken Glasscheibe zwischen ihnen, hinter der Zero so hing, dass Grey nur seine große leuchtende Rückseite und die gespreizten, klauenartigen Füße sehen konnte, spürte er, wie Zeros Geist durch den Raum streifte – wie eine unsichtbare Schleppangel.

Trotzdem musste Grey zugeben, dass es alles in allem kein schlechter Job war. Er hatte in seinem Leben jedenfalls schon schlimmere gehabt. Die meiste Zeit seiner Acht-Stunden-Schicht hatte er nichts weiter zu tun, als dazusitzen, Kreuzworträtsel abzuarbeiten, den Monitor im Auge zu behalten, seine Berichte einzugeben – was Zero aß, was er nicht aß, wie viel Pisse und Scheiße von ihm durch den Abfluss gingen – und ein Backup der Festplatte zu machen, wenn ihre Kapazität nach hundert Stunden Videoaufnahmen von Zero beim Nichtstun erschöpft war.

Er fragte sich, ob die anderen auch nicht fraßen. Er würde einen der Techniker danach fragen. Vielleicht waren sie alle in den Hungerstreik getreten, und vielleicht hatten sie auch bloß die Nase voll von Kaninchen und wollten lieber Eichhörnchen oder Opossums oder Kängurus. Ein komischer Gedanke angesichts der Art, wie diese Glühstäbe fraßen – Grey hatte sich nur einmal gestattet, dabei zuzusehen, und das war einmal zu viel gewesen. Er war dabei praktisch zum Vegetarier geworden. Aber er musste auch sagen, dass sie dabei einen irgendwie kritischen Eindruck machten, als befolgten sie bestimmte Regeln beim Essen. Das fing an mit dieser Geschichte um das zehnte Kaninchen. Wer wusste schon, was da dahintersteckte? Man gab ihnen zehn Kaninchen, sie fraßen neun und ließen das zehnte, wo es war, als wollten sie es für später aufheben. Grey hatte mal einen Hund gehabt, der sich genauso benahm – er hatte ihn Brownbear genannt, ohne besonderen



